

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 44.

Freitag den 2. Juni.

1815.

C h e m i e.

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1815. Sechs und dreyßigster Jahrgang. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung. (von D. Christian Friedr. Bucholz).

Ungeachtet der mannigfaltigsten Trübsale, welche der kürzlich beendigte Rettungskrieg Deutschlands über den Aufenthaltsort des verdienten Herausgebers, und besonders über ihn selbst herbeyführte, ungeachtet einer bedeutenden Kränklichkeit und Augenschwäche, fährt derselbe doch, unterstützt von einem wackern Zöglinge, unermüdet fort, die pharmazeutische Lesewelt durch die Herausgabe dieses nützlichen Taschenbuchs, und durch mehrere seiner eigenen Arbeiten zu erfreuen. Konnte er das unter so mislichen Umständen, so dürfen wir hoffen, es werde sich nach glücklich beendetem Kampfe, durch ungestörte Ruhe und bey freudigem Genusse des Friedens, seine Gesundheit wieder so befestigen, daß er noch viele Jahre die Herausgabe dieses periodischen Werkchens gehaltvoller, als dieß bey dem gegenwärtigen Bändchen durch den Drang der Umstände möglich war, werde veranstalten können.

Das dießjährige Bändchen dieses Almanachs, dessen Einrichtung übrigens dieselbe, wie in den frühern geblieben ist, enthält folgende *eigentliche Abhandlungen*:

1. *Ueber die merkwürdige Wirkung des Boraxes auf den Honig; oder umgekehrt dieses auf jenen. Vom Herausgeber.* Ausnehmend weitschichtig erzählt der Herausgeber seine deshalb angestellten Versuche, zu denen er durch einen Zufall veranlaßt wurde, und woraus sich ergibt, daß der Borax sich mit dem Honig zu einem sehr innigen Gemische leicht verbinde, wodurch die Löslichkeit des Boraxes, der nach des Verfassers Versuchen bey mittlerer Temperatur 16 Theile Wassers bedarf, so sehr erhöht wird, daß nur ein halber Theil Wasser hinreichend ist, um 1 Theil Sechstes Heft.

Borax zu lösen. 2. *Versuche mit dem kohlenstoffsäuerlichen Natron und Honig, ob vielleicht das Natron mit dem Honig eine dreyfache Verbindung bilde u. s. w. Vom Herausgeber.* Obschon der Honig auch durch kohlenstoffsäuerliches Natron (neutrales kohlenstoffsäures N. Berzelius) in der Siedhitze wesentlich verändert wird, so berechtigen doch die angestellten Versuche keineswegs, eine Verbindung desselben mit Natron anzunehmen. — 3. *Chemische Analyse des sogenannten Blutsteins oder Hämatits (Lapis haematites). Vom Herausgeber.* Eine mit ermüddender kleinlicher Weitschweifigkeit erzählte Analyse dieses früher einmahl von Gmelin untersuchten Fossils, aus der sich ergibt, daß dasselbe größtentheils (0,97 beynahe) aus rothem Eisenoxyd mit einer geringen Beymischung von Kieselerde, Thonerde, Kalk, Manganoxyd, und (wahrscheinlich an Kalk gebundener) Schwefelsäure bestehe, mithin immerhin als reines Eisenoxyd verwendet werden könne. Der Verf. hat sich zur Aufschliessung dieses Fossils, nach Gehlen's Vorschlag des Schmelzens mit kohlenstoffsäuerlichem Kali, aber statt des von Gehlen ausdrücklich empfohlenen Schmelztiegels von Platin, eines silbernen bedient, so wie Gehlen eigentlich kohlenstoffsäures Natron, nicht aber kohlenstoffsäures Kali, bey dessen Anwendung die Vortheile dieser Methode ungleich geringer sind, anrath. Recensent kann übrigens nicht umhin, vor der Anwendung dieser Methode, bey der das Schmelzen des silbernen Tiegels nur sehr schwer zu vermeiden ist, zu warnen, wenn man nicht Platingefässe anwenden kann, mittelst welcher sie allerdings trefflich von statten geht. — 4. *Nachtrag zu der im vorjährigen Almanach Seite 84 - 92 mitgetheilten Abhandlung über das Bleycerat nach Trommsdorff's Vorschrift. Vom Herausgeber.* — 5. *Bestimmung der zur Zerlegung zu einer aus gleichen Theilen Quecksilbersublimat und Salmiak bestehenden Auflösung nöthigen Menge kohlenstoffsäuerlichen Kalis Vom Herausgeber.* 6. *Beschreibung einer neuen Form, in welcher die narkotischen Bestandtheile der Pflanzen am unverändertsten und kräftigsten wirkend ange-*

wendet werden könnten. Vom Herausgeber. Diese von einem russischen Militärarzte herrührende, und angeblich in Rußland schon ziemlich bekannte Form besteht darin, daß man den ausgepressten Saft der frischen Pflanze z. B. des Fingerhuts mit *ebensoviel*, oder wenn das Präparat kürzere Zeit aufbewahrt werden soll, mit der *Halfte* Weingeist vermengt, und die filtrirte Flüssigkeit nun als Arzneymittel verwende. Wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß das auf die angeführte Weise erhaltene Präparat sehr wirksam seyn müsse, so kann Rec. doch diese Methode nichts weniger als empfehlenswerth finden. Zwar ist es allerdings gut, wenn man ein Arzneymittel so wirksam als möglich zu machen weiß, nur ist wenig dabey gewonnen, wenn bey heroischen Mitteln, wozu gerade die narkotischen im höchsten Grade gehören, die Wirksamkeit auf Kosten der Gleichförmigkeit vermehrt wird. Das anzuwendende frische Kraut wird aber offenbar, je nachdem es bey feuchter oder trockener Witterung gesammelt ist, oder je nachdem mehrere anderseitige Umstände eintreten, einmahl mehr, ein andermahl weniger Wasser, bey übrigens gleichem Gehalte an narkotischen Bestandtheilen enthalten, folglich einmahl einen wirksamen, ein andersmahl einen weniger wirksamen Saft liefern. Auch ist die Beymischung von mehr oder weniger Weingeist gar nicht gleichgültig, weil einmahl das Vorräthighalten eines und desselben Arzneymittels von verschiedenen Graden der Stärke, als leicht zu lebensgefährlichen Irrthümern Anlaß gebend, einer guten Apothekerpolizey zuwider ist; zweytens, weil selbst in dem Falle, daß der Saft der frischen Pflanzen gleichwirksam wäre, bey der Zumischung von Weingeist in den angegebenen Verhältnissen, ein zu schwer im Kopfe zu behaltendes Verhältniß der stärkern Flüssigkeit zur schwächern, wie 4 zu 3 herauskömmt, was ebenfalls leicht zu Irrthümern führen kann. Endlich ist die Beymischung von Weingeist überhaupt nicht gleichgültig; in mehreren Krankheiten nämlich, in welchen narkotische Pflanzenstoffe sehr nützlich sind, z. B. Bilsenkrautextract in entzündlichen Krankheiten, kann auch eine höchst geringe Beymischung von Weingeist einen nachtheiligen Reitz hervorbringen. Ueberhaupt möchte es bey allen in sehr kleiner Gabe wirksamen Arzneymitteln aus dem Pflanzenreiche nicht sowohl darauf ankommen, eine Form zu erfinden, in welcher sie die größtmögliche Wirksamkeit äussere, sondern vielmehr, nach welcher sie in der Wirkung sich immer gleichförmig bleiben. Ohnehin hat der praktische Arzt lange genug zu thun, bis er sich mit der Wirksamkeit eines Arzneymittels vollkommen bekannt macht, man ma-

che ihn nicht ohne dringende Noth in seinen Erfahrungen irre. — Vor allem möchte den Apothekern eine größere Sorgfalt hinsichtlich des Standortes der Pflanzen, aus welchen die so wichtigen heroischen Pflanzenarzneien bereitet werden sollen, zu empfehlen seyn. Rec. hat oft mit Mißvergnügen gesehen, daß übrigens geschickte Apotheker in diesem Punkte nicht nur sehr verschieden, sondern oft ganz unzuweckmäsig verfahren. Manche lassen sich z. B. ihr *extractum aconiti* an Orten bereiten, wo diese Pflanze wild wächst, und das ist wohl das beste; andere lassen sich die Pflanze an ihrem Geburtsorte sammeln und oft ziemlich weit *ungetrocknet* zuschicken; andere bauen sogar ihr *Aconitum* in eigenen Garten! Eben so geht es mit der *Digitalis purpurea*, die jetzt beynahe allgemein aus Gärten bezogen wird, da sie doch bekanntlich im wildwachsenden Zustande viel kräftiger wirkt. Wie soll da eine Gleichförmigkeit herauskommen? Es wäre also sehr zu wünschen, daß man vor allem in dieser Hinsicht übereinkommen, und durchaus wildwachsende Pflanzen verwenden möchte. Statt der seltenen *Digitalis purpurea* liesse sich vielleicht — beyläufig gesagt — die weit häufiger vorkommende *Digitalis ambigua* anwenden; wenigstens erhielt Rec. von einem sehr geschickten Arzte die Versicherung, daß sie mit erstern in der Wirkung ganz übereinkomme. — *Analyse des Traganthgummi.* Vom Herausgeber. Durch eine äußerst mühsame Untersuchung fand B. daß Traganthgummi aus 0,57 einer gummiartigen im kalten Wasser leicht löslichen, sich etwas dem Extractivstoffe nähernden, und aus 0,43 einer eigenthümlichen, im kalten Wasser nur aufquellenden, im heißen wiewohl mit Veränderung seiner Eigenschaften löslichen Substanz, dem *Traganthstoffe*, bestehe. Die Menge der letzten hat der Verf. nur nach dem Gewichtsabgange bestimmt, vielleicht hätte die vollständige Befreyung vom Wasser und eine genauere Gewichtsbestimmung durch Fällung mit salzsauerm Zinnoxidul und Wägen des getrockneten Niederschlages erreicht werden können. Nach des Verf. Erfahrungen bildet 1 Theil Traganth mit 60 Theilen Wasser eine steife Gallerte, eine Beobachtung, welche, so wie die Zersetzung des Traganthes überhaupt, jene Aerzte beherzigen sollten, die insgemein Tragant und Mimosengummi noch immer als ziemlich einerley betrachten und wohl *zehn Grane* auf einmahl als Pulver verordnen. 8. *Eine unerwartet tödtliche Wirkung der verdichteten Blausäure, zur Warnung mitgetheilt.* Vom Herausgeber. — 9. *Bemerkungen über eine falsch angegebene Eigenschaft des Zinnoxids.* Vom Herausgeber. Nach Michaëlis Behauptung soll *reines* Zinnoxid nach dem Glühen und Erkalten nicht gelb

werden, sondern weiß bleiben. — 10. Ueber die Brauchbarkeit des salpetersauern Silbers zur Entdeckung des Arseniks bey Vergiftungen. Vom Landphysikus D. C. H. Roloff. Kürzlich haben die englischen Chemiker Hume, und später Marcet und Roget das salpetersaure Silber, bey gleichzeitiger Anwendung von Ammoniak, vorzugsweise als Entdeckungsmittel des Arseniks empfohlen. Der Verfasser dieses Aufsatzes prüft dieses Verfahren mit der ihm gewöhnlichen Genauigkeit, und findet es weniger allgemein und sicher anwendbar, weshalb er bey Vergiftungsuntersuchungen auf Arsenik zur Entdeckung desselben zugleich Schwefelwasserstoff empfiehlt, worin wir ihm ganz beystimmen. Obwohl die eigentliche Darstellung des Arsen's als corpus delicti nach Roloff's Methode durch Herstellung aus Schwefelarsen, und selbst nach der frühern Rose'schen durch Herstellung aus arsensaurem Kalk, recht gut von Statte geht, so möchte Rez. doch erinnern, bey so höchstwichtigen Untersuchungen, bey denen zugleich jedes Verunglücken des Versuchs — was bey Anwendung von gläsernem Geräthe in der Glühhitze doch immer leicht möglich ist — als ein meist unersetzlicher Verlust sorgfältigst verhütet werden muß, Fischer's Reductionsmethode durch galvanische Einwirkung, die Rec. schon oft bewährt gefunden hat, nie zu unterlassen.

— s. —

P h y s i k.

Naturlehre für angehende Aerzte und Wundärzte, als Einleitung in das Studium der Heilkunst. Zum Gebrauche der Vorlesungen für die feldärztlichen Zöglinge der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie (.) von Joh. Nep. Isfordink (.) der Medicin und Chirurgie Doctor, kais. kön. Rath (e) und Feldstabsarzt (e), Professor der allgemeinen Pathologie, Therapie, Materia medica und Receptirkunst an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. Wien 1814. Bey Christ. Kaulfuß und Carl Armbruster. XVI und 182 S. in 8.

Der Hr. Verfasser der vorliegenden Schrift überzeugte sich bey dem Unterrichte, welchen er vor seiner dermaligen Anstellung den feldärztlichen Zöglingen an der k. k. med. chir. Josephs-Akademie zu ertheilen hatte, so sehr von dem Mangel naturhistorischer Kenntnisse, und von dem Bedürfnisse derselben bey seinen Schülern (Vorr. S. V.), daß er den Vortrag der eigentlich arzneywissenschaftlichen Gegenstände stets durch Vorbegriffe aus der Naturlehre unterbrechen mußte, wenn anders die Lehre verständlich, und seinen

Schülern der Weg für weitere wissenschaftliche Ausbildung gebahnt werden sollte. Dadurch entstand nach und nach die Bearbeitung einer Naturlehre in Beziehung auf den menschlichen Körper, welche der Hr. Verf. nun, nachdem er ihre Brauchbarkeit im Vortrage geprüft hat, von mehreren Seiten hierzu aufgemuntert, der Publicität übergibt.

Nachdem der Hr. Verf. in der Einleitung die allgemeinen Begriffe von Natur, allgemeiner Naturwissenschaft und specieller Naturgeschichte erkläret, und die Bestimmung der Arzneywissenschaft als eines Zweiges der Naturlehre begründet hat, theilt er sein Werkchen in drey Abtheilungen, von denen die erste: „Verhältniß des Menschen zu sich selbst, die zweyte: Verhältniß des Menschen zu den Dingen außer ihm, und die dritte: Verhältniß des Menschen zum Universum“ überschrieben ist. Was der Hr. Verf. unter der Aufschrift der ersten Abtheilung verstanden wissen wolle, mag aus folgender Aeußerung §. 3 entnommen werden: „Bey der Betrachtung des Menschen nach seinem inneren Verhältnisse erscheint derselbe nach zweyfacher Ansicht: einmal nämlich als beseeltes, höheres Wesen; dann als thierischer Organismus. Das Auffassen der geistigen und organischen Thätigkeiten zu einem Ganzen, und die der wechselseitigen Einwirkungen derselben zur Begründung des Lebens befaßt sodann das Verhältniß des Menschen zu sich selbst. Indem man nun den Menschen nach seinen geistigen Anlagen betrachtet, benützt der Arzt die Philosophie indem er nämlich die Gründe der verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten (blos der Gemüthsbeschaffenheiten? — damit kann der psychische und gerichtliche Arzt sich nicht begnügen) aus der Seelenlehre (Psychologia) zu entwickeln sucht. — Als Organismus aber erscheint der Mensch als ein aus den verschiedensten Thätigkeiten (ohne Substrat?) bestehendes Ganzes, in welchem jeder einzelne Theil, jede einzelne Verrichtung vom Ganzen, und das Ganze von jedem einzelnen Theile abhängt und bestimmt wird. Man untersucht ferner das Beständige und das Wandelbare in den Erscheinungen und in der Art seines Bestehens, und indem man sich die Erhaltung seines natürlichen d. h. des seinen inneren Anlagen und Kräften am meisten entsprechenden Zustandes zum Ziele der Untersuchung setzt, bezieht man alle Kenntnisse und Erfahrungen auf den edlen Endzweck seiner Erhaltung. Hier erhebt sich nun die Naturwissenschaft des Menschen zur Heilwissenschaft, und der Naturforscher zum Arzte.“ Dieser Paragraph zeigt, welchen Begriff der Hr. Verf. von dem Verhältnisse des Menschen zu sich selbst habe; ob ihn die Leser mit dem Hrn. Verf. thei-

len werden, weiß Rec. nicht, der bisher immer (wie der Hr. Verf. selbst bey den Aufschriften der folgenden Abtheilungen) der Meinung war, zu einem Verhältnisse (relatio, respectus, proportio) gehören wenigstens zwey Gegenstände, die auf einander bezogen werden, und wohl Verhältnisse einzelner Theile und einzelner Thätigkeiten zu anderen Theilen und Thätigkeiten an und in dem Menschen; auch Verhältnisse des einzelnen Menschen zu anderen Menschen, aber kein Verhältniß desselben zu sich selbst kennt. Was der Hr. Verf. als Verhältniß des Menschen zu sich selbst betrachtet, sind die Zustände: *Leben, Gesundheit und Krankheit*, deren Kenntnisse die *Heilwissenschaft* voraussetzt, welche (§. 4) in der Summe der nöthigen Kenntnisse besteht, den erkrankten menschlichen Körper zur Gesundheit zurückzuführen. Ehe aber, heißt es §. 11., das Verhältniß des Menschen zu sich selbst (die genannten Zustände) begriffen werden kann, ehe nämlich das eigentliche Studium der Heilwissenschaft beginnt, muß gezeigt werden, wie sich der Mensch zu den Dingen außer ihm, und zur ganzen Welt verhalte, und wie diese auf ihn einwirken. Nun geht der Hr. Verf. an die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse. Er setzt demnach in der zweyten Abtheilung (§. 12 bis §. 194) *A. die materielle, B. die chemische und C. die dynamische Einwirkung* der Aussendinge auseinander. Unter A werden die Körper überhaupt als *Massen* nach ihrem Bestehen im Raume und in der Zeit betrachtet, dann ihre natürlichen Eigenschaften und deren Ursachen angegeben; hierbey die Begriffe von Linie, Ebene, Fläche, Figur, Gröfse, Bewegung der Körper, von natürlichen oder Grundkräften derselben überhaupt, und von den verschiedenen Linien, Figuren, Gröfsen, u. s. f. insbesondere erörtert, die wichtige Lehre vom Hebel aus der Statik kurz vorgetragen, und auf die Muskelbewegung angewandt. Unter B werden die Begriffe von *chemischer Wirkung*, Verwandtschaft, Mischung, Auflösung u. s. f. bestimmt, dann insbesondere das für den Arzt Wissenswerthe von der Luft, dem Wasser, der Erde (als Planeten betrachtet) kurz, aber ziemlich vollständig vorgetragen. Nach vorläufiger Bestimmung des Begriffes von *dynamischen Erscheinungen* wird unter C. von der Wärme, dem Lichte, der Electricität, dem Galvanismus, dem Magnete und Magnetismus mit steter Hinsicht auf das Bedürfnis des Arztes und Wundarztes gehandelt; welches Rec. mit Vergnügen gelesen hat. In der dritten Abtheilung (§. 195 bis 231) theilt der Hr. Verf. die dem Arzte wichtigen kosmologischen und insbesondere astronomischen Begriffe und Kenntnisse mit.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß

der Zweck der vorliegenden Schrift sehr löblich sey, diese selbst nicht nur den Zöglingen an der Wiener med. chir. Josephsakademie, sondern auch besonders den chirurgischen Schülern an anderen Lehranstalten nützlich werden, aber auch nur dann erst vollen Nutzen gewähren könne, wenn denselben manches darin Vorgetragene in Darstellungen und Versuchen versinnlicht und verwirklicht wird. So sehr wir den Fleiß des Hrn. Verf. im Sammeln und Bearbeiten seines Stoffes loben müssen, so bedauern wir, daß derselbe nicht überall die nöthige Sorgfalt für Reinheit der Sprache verwendet habe, daß einige Unrichtigkeiten, und viele Druckfehler eingeschlichen sind. So soll es, in Hinsicht auf den ersten Punct, z. B. S. 72. Z. 1. und 2. *anstatt ein — Wasser heißen: eines Wassers*; S. 76. unten *anstatt eine Menge alltäglicher Erscheinungen leiten sich alle von etc. her: eine Menge alltägl. Erscheinungen leitet sich von etc. her*; S. 85. §. 100 fehlt nach Klumpen das Zeitwort *sind*, und am Schlusse des Satzes soll es *bestehen*, nicht *bestehe* heißen, u. s. w. Unrichtig ist es z. B. S. 42, daß man 4 Pulsschläge auf eine Secunde zählt.

Philosophie.

Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen, von Friedrich Bautorwek, Professor zu Göttingen u. s. w. Göttingen, bey Johann Fried. Röwer, 1813. gr. 8. Zwey Theile.

Der als philosophischer und ästhetischer Schriftsteller berühmte Herr Verfasser stellt in diesem Werke sein System auf, die endliche Frucht eines zwanzigjährigen Studiums der menschlichen Natur und der philosophischen Systeme des Alterthums, so wie der neueren Zeiten, und theilt uns in der Vorrede interessante Bemerkungen mit über seine früheren Versuche im Gebiete der Philosophie. Anfangs dem modificirten Kantianismus ergeben — in diese Epoche fällt sein *Paulus Septimius*, in welchem er die kantische Philosophie populär vorzutragen versuchte, — wurde er durch späteres Forschen zur Apodiktik hingeführt (*Idee der Apodiktik*, 1799.), und machte den misslungenen Versuch, Wahrheiten systematisch aufzuklären, die ihm damahls selbst noch in einer gewissen Ferne vorschwebten. Späterhin gab er auch diese Apodiktik wieder auf, wie mehrere Abhandlungen im Museum der Philosophie und Literatur zeigen, und es bildete sich ihm nach und nach eine ganz andere Apodiktik oder allgemeine Wahrheits- und Wissenschaftslehre; diese macht nun den ersten Theil des gegenwärtigen

tigen Lehrbuchs aus. Sie characterisirt sich durch die Lehre vom Glauben der Vernunft an sich selbst; an sie knüpft sich die Metaphysik und an diese wieder die Religionsphilosophie an.

Der Geist dieses neuesten Systems wird sich am besten erkennen lassen, wenn wir aus dem ersten Theile, vorzüglich aus der Apodiktik, die Hauptsätze zusammenstellen. In der Einleitung beschäftigt sich der Verfasser mit der Bestimmung des Begriffs der Philosophie und dem Fundamente aller Wissenschaften, die man die philosophischen nennt. Diese Basis ist ihm die allgemeine Wahrheits- und Wissenschaftslehre, welche den Schein von der Wahrheit trennt, und dadurch das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen löst; dieses ist die Apodiktik, auf welche sich alle Philosophie gründet, so wie alle Eintheilung derselben in mehrere Gebiete (als theoretische und praktische Philosophie, jede wieder mit ihren Unterabtheilungen). Resultirende Wissenschaften sind diejenigen, deren Principien in mehreren Theilen der Philosophie enthalten sind, oder in das Gebieth der philosophischen Vorkenntnisse zurückführen, oder auf specielle Thatsachen angewandt werden müssen, damit die Wissenschaft resultire; dahin gehören die Aesthetik, die philosophische Naturlehre, die Politik und die Pädagogik. — II. *Apodiktik oder allgemeine Wahrheits- und Wissenschaftslehre.* Erste Abth. *Logische Apodiktik*, deren Geschäft es ist, das Verhältniß der logischen Functionen der Denkkraft zur problematischen Idee der Wahrheit zu entdecken, und eben dadurch diese problematische Idee von der logischen Seite aufzuklären. Durch Denken in Begriffen (das logische Denken) können wir nur erkennen, wie eins mit dem andern übereinstimmt, und wie, vermöge dieser Uebereinstimmung, eins mit dem andern zusammenhängt in unserm Verstande. Alle Erkenntniß durch Begriffe ist nur mittelbar; denn es liegt den Begriffen etwas im logischen Bewußtseyn zum Grunde, ein Substrat oder eine Masse von früheren Vorstellungen, aus denen eben der Verstand dasjenige hervorhebt, was den Begriff bildet. Soll es demnach Erkenntniß a priori geben, so muß die Vernunft in sich selbst etwas enthalten, das den reinen Begriffen zum Grunde liegt, also nicht Empfindung oder Sinnlichkeit ist. Die Vernunft muß daher entweder ursprüngliche Vorstellungen in sich haben, die weder Begriffe, noch sinnliche Vorstellungen sind, oder die Substrate der reinen Vernunftbegriffe müssen zurückgeführt werden auf eine Modification des *inneren Sinnes*, ohne welchen die Vernunft selbst nichts wäre. Die Urtheile und Schlüsse setzen immer ein letztes Kriterium der Wahrheit voraus,

das außerhalb der syllogistischen Formen liegt. Das Princip des Widerspruchs ist der negative Kanon alles richtigen und wahren Denkens. Dem discursiven Erkennen muß also etwas zum Grunde liegen, und alles discursive Denken ist bloß subjectiv. — Zweyte Abtheil. *Transscendentale Apodiktik*. Diese hat das ursprüngliche Verhältniß der Vernunft zur Sinnlichkeit zu erforschen, und nach diesem Verhältnisse zu bestimmen, ob es für den menschlichen Geist eine Erkenntniß des Uebersinnlichen gebe. Alle Beweise setzen einen ursprünglichen Denk- und Lebensact voraus, durch den wir unmittelbar erkennen; und dieser Denk- und Lebensact ist in Beziehung auf die sinnlich erkennbare Außenwelt der ursprüngliche Reflexionsact, durch den das Ich als erkennendes Subject in seinem natürlichen Bewußtseyn an das Objectiv geknüpft wird. Die sinnliche Offenbarung besteht darin, daß das denkende Ich sich selbst *in der That* nur insofern findet, als es sich von einer wirklich vorhandenen Außenwelt unterscheidet, und diese Thatsache ist das unmittelbare Zusammenfallen des Denkens mit dem Daseyn in der Virtualität des Lebens (Virtualität nennt der Verfasser das individuelle Leben im ganzen Umfange seiner Functionen). Das Unbezweifelbare kann nur das Daseyn selbst seyn, das sich dem denkenden Wesen unmittelbar offenbart, indem der erste Denkact zusammenfällt mit dem Daseyn selbst in einem wirklichen Momente des Lebens. Denn entweder muß alles Erkennen ohne Ausnahme dem Zweifel Preis gegeben werden, oder der denkende Geist muß irgend einer unmittelbaren Erkenntniß, durch welche das Denken mit dem Daseyn zusammenfällt, unbedingt vertrauen. Darauf gründet sich der Glaube der Vernunft an sich selbst, und dieses unmittelbare Bewußtseyn des Lebens läßt sich nicht weiter erklären, weil es das Erste und Unmittelbare ist. Durch die Sinne erkennen wir nichts weiter von der Außenwelt, als, was den organischen Bedingungen unsers Daseyns gemäß ist, und unter diesen organischen Bedingungen steht auch das *Gemüth* oder die Vereinigung der Denkkraft mit dem inneren Sinne, insofern sich die Denkkraft durch die Sinnlichkeit auf die Außenwelt bezieht. Was zur Form des Gemüths gehört, hat für den denkenden Geist eine relative Nothwendigkeit, weil es Bedingung der Möglichkeit gewisser Erkenntnißarten ist; darin liegt der Grund, warum alle unsere sinnliche Erkenntniß der Außenwelt an die Gesetze des Raums und jede unserer Vorstellungen an die Gesetze der Zeit gebunden ist. — Widerlegung der idealistischen Ansicht, welche die Objectivität aus der Subjectivität deducirt, und der materialistischen, die das Ich aus dem

Objectiven ableitet. — Es gibt Begriffe, deren Entstehung im logischen Bewusstseyn aus der inneren Wahrnehmung unserer subjectiven Zustände eben so wenig erklärt werden kann, als aus der äußeren Wahrnehmung der Dinge; diese Begriffe stammen aus der Vernunft selbst ab, indem die Denkkraft durch ihre höheren und mehr als logischen Functionen den inneren Sinn afficirt und das Gefühl in ihm erzeugt, auf welches wir reflectiren, wenn wir einen Begriff davon erhalten. Zu solchen Begriffen gehört die Idee des Absoluten oder Unendlichen. Die Wahrheit in metaphysischer Bedeutung, d. h., die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit dem übersinnlichen Wesen der Dinge und ihre nothwendige Beziehung auf den Urgrund alles Daseyns und Denkens, wird von der Vernunft unmittelbar erkannt. Das Gegentheil der Wahrheit überhaupt ist der Schein; der unmittelbare Schein heist Täuschung, der mittelbare oder discursive Irrthum. — *Dritte Abtheil. Praktische Apodiktik.* Der Charakter der Erkenntniß und Wahrheit ist Nothwendigkeit, indem aber das erkennende Subject nur dadurch sich selbst erkennt, daß es sich im Begriffe des Ich absondert von dem objectiven und sich selbst zum Objecte macht, spricht es sich selbst ein Erkenntnißvermögen zu, in welchem eine Selbstthätigkeit vereinigt ist mit einer Empfänglichkeit; und beyde in unzertrennlicher Vereinigung sind eine Thätigkeit, gleichsam eine subjective Virtualität, als Inbegriff der Kräfte, die wir Seelenkräfte nennen. Kein Erkennen im geistigen Leben ist möglich ohne Mitwirkung der höheren, die Denkkraft in sich schließenden Spontaneität, die sich unter gewissen Verhältnissen als Wille offenbart. Der Wille ist, wie die übrigen Seelenkräfte, nur besondere Modification einer und derselben lebendigen Thätigkeit. Die Spontaneität offenbart sich als Wille, wenn sie durch die Denkkraft zum Vermögen der Selbstbestimmung nach Begriffen und Grundsätzen wird. — *III. Metaphysik.* Die Idee einer Wissenschaft des Uebersinnlichen gründet sich darauf, daß die Vernunft ihre eigene Uebersinnlichkeit, und zwar unmittelbar anerkennt. *Erstes Kapitel. Ontologische Elementarbegriffe.* Begriff des dem Werden zum Grunde liegenden Seyns. Das Wesen des Dinges ist dasjenige im Daseyn, kraft dessen etwas, das wahrhaft ist, auf irgend eine Weise in sich selbst und durch sich selbst ist. Dieses Daseyn ist das im Bewusstseyn unmittelbar sich selbst offenbarende, dem kein Prädicat beygelegt werden kann, weil das Prädicat überhaupt dieses Daseyn als Object voraussetzt. Jenes Bewusstseyn ist vom Glauben der Vernunft an sich selbst unzertrennlich; denn es offenbart sich im unmittelbaren Zusammentreffen des Denkens mit dem

Empfinden. Es ist aber doppelt: subjectiv als Daseyn unserer selbst, und objectiv als Daseyn der Dinge außer uns; und in dieser Entgegensetzung, in diesem Wechselverhältnisse des Subjectiven und Objectiven liegt die Wirklichkeit. Erhebt sich die Vernunft über diesen Gegensatz, so findet sie in sich den Urbegriff des Absoluten, durch den sie das Wesen der Dinge denkt; denn das Absolute ist das schlechthin Nothwendige, der ewige Träger des Alls, in welchem alle die Begriffe zusammenfallen, die der Verstand getrennt halten muß, um etwas zu erklären. Das Absolute offenbart sich selbst durch die Idee, als die ursprüngliche Vorstellung, die sich in einem unerschöpflichen Gefühle verliert. Die ursprüngliche Idee, durch die das Absolute unmittelbar erkannt wird, ist erhaben über alle Begriffe. — Begriff der Ursache und Wirkung (Causalität). — Das Absolute ist in Beziehung auf das Denken der Urgund aller Wirklichkeit, und in Beziehung auf das Daseyn selbst die Grundursache, d. i. diejenige Ursache, ohne deren Voraussetzung überall vernünftigerweise keine Ursachen gedacht werden können. Im Absoluten selbst ist das Mögliche mit dem Wirklichen und Nothwendigen eins und dasselbe. Das Absolute als Grund der Möglichkeit aller Causalverhältnisse ist das Unendliche, und das Verhältniß des Endlichen (des durch den Causalnexus der Dinge Bedingten und Beschränkten) zum Unendlichen der Gegenstand der Metaphysik. — Scharfsinnig widerlegt der Verfasser die Schellingische Bestimmung des Absoluten als Indifferenz des Subjectiven und Objectiven. Noch bündiger dürfte dieses Raisonement seyn. Wenn das Absolute die Indifferenz des Subjectiven und Objectiven ist, so ist es nichts an und für sich selbst seyendes, sondern ein durch Aufhebung des Gegensatzes bedingtes oder bloß in dieser bestehendes; da nun das Wirkliche und das Leben überhaupt auf dem Wechselspielen entgegengesetzter Kräfte und dem Wechselverhältnisse des Subjectiven (Inneren) und Objectiven (Äußeren) beruht, so wird mit jenem Gegensatze das Leben selbst aufgehoben. Das Absolute wäre demnach jener Bestimmung zu Folge die Negation alles Seyns und Lebens, der angebliche Urgrund des Daseyns also der Ungrund oder die Vernichtung desselben. — Eben so scharfsinnig bestreitet der Verfasser die philosophischen Versuche, das Werden oder relative Daseyn aus dem Absoluten zu erklären. Glauben wir an das relative Daseyn, denken wir es uns aber, wie es die Metaphysik verlangt, nur insofern als wahres, als es nicht ohne Wesenheit (metaphysische Substantialität) ist, so erkennen wir zwar, daß diese relative Wesenheit nichts anderes seyn kann, als eine Wirkung des Abso-

luten, das die wahre Wesenheit in sich selbst trägt und die ewige Ursache des endlichen Daseyns ist, aber wie eine relative Wesenheit Wirkung einer absoluten Ursache seyn kann, ergründet keine menschliche Vernunft. Darum verstummt die menschliche Vernunft, die sich selbst versteht, vor dem Wunder des Daseyns. Das relative Daseyn von der objectiven Seite betrachtet ist die Natur, von der subjectiven Seite die Seele, und in der Beziehung des Absoluten auf den höchsten aller Gegensätze, den des objectiven und subjectiven Daseyns, entwickelt sich die Idee der Gottheit. — IV. *Grundlehren der Religionsphilosophie.*

Der zweyte Theil enthält I. die *allgemeine praktische Philosophie* (Begriff der praktischen Philosophie. Moralische Ideenlehre. Moralische Willenslehre). II. die *philosophische Moral* (Genauere Erklärung über den Begriff, Zweck und Umfang der philosophischen Moral. Tugenden der Selbstbildung. Gesellige Tugenden). III. *Naturrecht* (Begriff, Umfang und Grenzen der Wissenschaft des Naturrechts). A. *Allgemeines Privatrecht*: 1) reines Vernunftrecht; 2) allgemeines Menschenrecht; 3) allgemeines Gesellschaftsrecht. B. *Allgemeines Staatsrecht.*

Dieses ist der Inhalt des höchst interessanten Werkes, das, wenn es auch im metaphysischen Theile den speculativen Philosophen nicht ganz befriedigen sollte, doch im Ganzen sowohl durch den philosophischen Gehalt, als durch den klaren und ächt wissenschaftlichen Vortrag von ähnlichen Producten der neueren Zeit höchst vortheilhaft sich auszeichnet. Im Speculativen nämlich könnte man dem Verfasser den Vorwurf machen, das seine Ansichten zu negativ seyen, indem er die rationalistische Beschränkung des Erkenntnisvermögens wieder geltend zu machen suche, und überdies von einer unphilosophischen Voraussetzung ausgehe, von einem unmittelbaren Zusammenfallen des Denkens mit dem Daseyn in der Virtualität. Denn dadurch, das die Speculation eine solche empirische Thatsache zu Hülfe nimmt, die, weil sie als das Erste und Unmittelbare gedacht werden müsse, nicht weiter erklärt werden könne, erklärt sie ihr eigenes Unvermögen, das zu ergründen, was sie, als den letzten Grund alles Seyns und Denkens, vor allem ergründen müste, und ohne dessen Erkenntnis auch die Erkenntnis alles übrigen nicht anders als unzuverlässig und zweifelhaft seyn kann. Doch erscheint nicht jedes philosophische Princip, als bloß speculatives gedacht, ungenügend, weil der letzte Grund alles Seyns nur auf menschliche Weise, folglich mangelhaft und einseitig, erkannt und ausgesprochen werden kann? Aus aller Speculation, wenn sie bloß auf Begriffe sich

gründet, und den Verstand oder die Vernunft allein in Anspruch nimmt, resultirt nichts anderes, als eine negative und formelle Ansicht vom Leben. Nur dann kann das Leben in seiner *positiven* Wesenheit aufgefaßt und ausgesprochen werden, wenn es im Gemüthe des Denkens von selbst aufgegangen ist; die wahrhafte Philosophie ist also nicht das Resultat der logischen und abstracten Forschung, sondern die unmittelbare, innere Sich-selbst-Offenbarung des Lebens: sie ist, wie das Kunstwerk, das Product der Genialität. Φ .

Philologie.

Ricardi Porsoni Adversaria. Notae et emendationes in poetas graecos, quas ex schedis manuscriptis Porsoni apud collegium SS. Trinitatis Cantabrigiae repositis depromserunt et ordinarunt nec non indicibus instruxerunt Jacobus Henricus Monk A. M. Carolus Jacobus Blomfield A. M. Editio nova emendatior et auctior. Lipsiae apud Jo. Aug. Gottl. Weigel. CIOCCXIV. gr. 8. S. XVI und 354.

Wenn die englischen Gelehrten, *Monk* und *Blomfield*, durch die Herausgabe dieser aus den hinterlassenen Papieren und den Randanmerkungen des ersten der neueren Kritikern gesammelten *Adversaria* sich großes Verdienst um die griechische Literatur erworben haben, so ist das des deutschen Herausgebers (Prof. Schäfer) und des Leipziger Verlegers keineswegs geringer, indem sie uns jenes Werk nicht nur correcter, sondern auch um vieles wohlfeiler geliefert und dadurch den unbemittelten in den Stand gesetzt haben, sich mit diesem in kritischer Hinsicht so wichtigen Buche versehen zu können. Wir geben eine kurz gefasste Inhaltsanzeige davon.

Den kritischen Bemerkungen geht voran: *Praelectio in Euripidem recitata in scholis publicis Cantabrigiae MDCCXCII, graecarum literarum professionis aedeundae causa*, S. 1 — 26. Obgleich der Verfasser diese Vorlesung in dem kurzen Zeitraume von ein paar Tagen ausarbeiten mußte, so legt sie doch ein schönes Zeugnis ab von seinem nicht bloß gelehrten und gründlichen, sondern auch geistvollen Studium der Alten. Diese Vorlesung beschäftigt sich vorzüglich mit den Eigenheiten des Euripides, in Vergleichung mit dem Geiste der äschyleischen und sophokleischen Tragödie, und sucht den Dichter gegen mehrere schon von den Alten ihm gemachte Vorwürfe zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen. Doch dürfte der Gedanke, das Euripides wegen der ungekünstelten Einfachheit und der natürlichen Anmuth seiner Sprache anziehender sey, als Sophokles, den das Be-

streben, das Gemeine und Natürliche zu vermeiden, oft zu Härten, gesuchten Metaphern u. s. w. verleitet habe, nicht aus einer richtigen Ansicht der Sache geflossen seyn. Wenn wir die Trauerspiele des Euripides nach dem minderen Mafsstabe beurtheilen (und dieser dürfte in Allgemeinen der prosaische genannt werden können, indem der fälschlich sogenannte Dichter nur nach täuschender Darstellung des Wirklichen strebt), so gebührt dem Euripides vor dem Aeschylus und Sophokles der Vorzug; beurtheilen wir aber seine Tragödien nach dem poetischen Mafsstabe (und nach diesem richtete das Alterthum, wie Aristophanes, ehe das Drama als poetisches in der mimischen Charakteristik unterging), so kann jene Hinneigung zum Prosaischen in der Darstellungsweise des Euripides so wenig für einen poetischen Vorzug gehalten werden, daß sich vielmehr darin eben das Erlöschen des poetischen Geistes und der idealische Tragödie offenbart. Sehr interessant ist die genauere Beurtheilung der Hekabe des Euripides; nur zu bedauern ist es, daß der gelehrte Engländer so wenig Sorgfalt auf den lateinischen Styl gewendet hat; und denselben Vorwurf müssen wir den beyden englischen Herausgebern, Herrn Monk und Blomfield, machen. Vergleichen wir ähnliche Beurtheilungen und Charakteristiken, z. B. vom Ruhnken oder Wyttenbach in der *Bibliotheca critica*, welcher einen auffallenden Unterschied nehmen wir wahr!

S. 29 — 37. *Observationes variae*. Nach den Bethheurungsformeln $\nu\eta\ \Delta\iota\alpha$, $\nu\eta\ \tau\omicron\nu\ \Delta\iota\alpha$, $\mu\acute{\alpha}\ \Delta\iota\alpha$ u. a., so wie nach $\kappa\alpha\iota\ \mu\acute{\eta}\nu$ und $\omicron\upsilon\ \mu\acute{\eta}\nu$ kann $\gamma\acute{\epsilon}$ nur stehen, wenn ein Wort noch dazwischen liegt, wie $\nu\eta\ \Delta\iota\alpha$, $\epsilon\upsilon\chi\omicron\nu\tau\alpha\iota\ \gamma\epsilon$, $\kappa\alpha\iota\ \mu\acute{\eta}\nu\ \mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\varsigma\ \gamma\prime\ \omicron\phi\theta\alpha\lambda\mu\acute{o}\varsigma$. Bey dieser Gelegenheit werden viele Stellen, vorzüglich des Aristophanes, verbessert. — *AI* und *E* werden häufig verwechselt (wobey wieder viele Stellen berichtigt werden); eben so *E* und *C*. — *Markland's* Bemerkung (zu Eurip. Suppl. 248), daß ($\mu\acute{\eta}\ \omicron\upsilon$) bey den Tragikern einsylbig ist, wird bestätigt, und über $\eta\delta\acute{\epsilon}$, das die Attiker zuweilen für $\kappa\alpha\iota$ gebrauchen, eine Bemerkung gemacht. — S. 38 — 130. *Notae et emendationes in Athenaeum*: das Vorzüglichste, was die *Adversaria* enthalten, woraus man schliessen kann, wie tief Porson in den Geist des Alterthums, der griechischen Sprache und des Verstandes eingedrungen war. Schade, daß der gelehrte Herausgeber des Athenaeos, Herr Schweighäuser, diese Bemerkungen, so wie die *Animadversiones* in Athenaeum von *Friedrich Jakobs*, nicht benutzen konnte, um seiner Ausgabe einen höhern Grad von Correctheit zu geben! — S. 141 — 151. *Notae et emendationes in Aeschylum*, S. 142 — 189. *in Sophoclem*, und

S. 190 — 246. *in Euripidem*. Wie sehr müssen wir es bedauern, daß Porson nicht einmahl die Ausgabe der Tragödien des Euripides vollenden konnte! Gerade dieser Dichter, über den so viel conjecturirt worden ist, daß sich die Kritik endlich ganz in das Unbestimmte verlor und keine sichere Basis mehr hatte, bedurfte der rettenden Hülfe eines solchen Gelehrten, wie Porson war, die von sicheren, metrischen und grammatischen Grundsätzen ausging und der willkührlichen, ja oft leichtsinnigen Conjecturalkritik ein Ende machen konnte. Wie reich ist seine Ausgabe der vier Tragödien des Euripides (der Hekabe des Orestes, der Phönissen und der Medea) an scharfsinnigen Bemerkungen über die Sprache und die Metrik der Tragiker! Porson bezeichnet in der Kritik der griechischen Tragiker eine neue Epoche; aber das Schicksal wollte es nicht, daß er das glücklich vollendete, was er so herrlich begonnen hatte. S. 247 — 267. *in comicorum fragmenta*. — S. 268. folgen *Emendationes in Stobaeum* und S. 271 — 280. *in diversos poetas*. Die englischen Herausgeber haben in diesen *Adversariis* nur das zusammengestellt, was auf die alten Dichter Bezug hat; vieles hat Porson auch über die prosaischen Schriftsteller, über die Lexikographen (so befindet sich unter den hinterlassenen Werken noch eine Abschrift des Lexikons von Photios) und über die lateinischen Autoren niedergeschrieben, das uns hoffentlich nicht lange mehr wird entzogen bleiben. Eine große Zierde dieser *Adversaria* ist der Appendix von *Friedr. Jakobs*: 1) *in Lucianum*; 2) *loca quaedam Syllabata male distractis aut perperam conjunctis depravata*; 3) *indices auctorum, rerum et verborum ad Ric. Porsoni Adversaria et Appendicem*. Diese Zugabe des trefflichen deutschen Kritikers, den in glücklicher Divinationsgabe nicht leicht einer unserer jetzigen Philologen übertrifft, beschäftigt sich zunächst mit dem Lukianos, enthält aber auch viele Verbesserungen verderbter Stellen des Libanios, Themistios, Achilles, Tatios u. a. Als Corollarium ist noch hinzugekommen eine geographisch-kritische Abhandlung *de agro Trojano in carminibus Homericis descripto*, von Fr. Aug. G. Spohn, Dr. der Philosophie, welche nicht nur für den Freund der alten Erdkunde, sondern auch für den Kritiker der Homerischen Gesänge von großem Interesse seyn muß. Der Verfasser hat nämlich die bedeutendsten der zahlreichen Widersprüche, die sich in der Iliade finden, vorzüglich die auf die Lage von Troja und die Umgebungen dieser Stadt sich beziehenden, zusammengestellt, und dadurch einen wichtigen Nachtrag zu Wolf's Prolegomenen geliefert.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 45.

Dienstag den 6. Juni.

1815.

Geschichte.

Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen, erstes und zweytes Buch von Johann Philipp Gustav Ewers, Hofrathe, ordentlichem Professor der Geographie, Geschichte und Statistik des Reichs an der kaiserlichen Universität zu Dorpat, Correspondenten der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, der königl. Commission für die Alterthümer in Copenhagen, auswärtigem Mitgliede der Gesellschaft für die Geschichte und Alterthümer Russlands bey der kais. Universität in Moskau, und Ehrenmitgliede der herzoglichen lateinischen Gesellschaft in Jena. Dorpat 1814. gr. Octav. 3/49 S. I. L.

Der Verfasser geneigt seinen ersten Versuch „vom Ursprunge des russischen Staats, Riga 1810.“ weiter zu führen, durch die Zeitumstände aber an der Ausführung seines Vorhabens gehindert, wandte sich an den Kanzler des Reichs Hrn. Grafen von Rumjanzov, der seiner Antwort, die zum Drucke der niedlichen Auflage, in welcher das Werk vor die Augen der Welt tritt, übrig hinreichende Summe hinzufügte, die ganze Auflage für das Eigenthum des Verfassers erklärte, und für sich nur ein einziges Exemplar begehrte. Solche der Sache und der Person wohlwollende Unterstützung historischer Gelehrsamkeit, liefs sich mit Recht und Vertrauen erwarten, von dem um Reich und Wissenschaft hochverdienten Staatsmanne, der in der lang und schwer durcharbeiteten Laufbahn der Staatsgeschäfte, die der Wissenschaften nie aus den Augen verlor, und in der frühesten wie in der jüngsten Zeit seines Ministeriums, den historischen Forschungen über den Beginn der Geschichte seines Vaterlandes beschützend oder selbstthätig fremden oder eigenen Fleifs zuwandte. Von beyden ist der Welt so eben Betspiel und Muster vor die Augen gelegt, von Selbstthätigkeit im *Fragment historique de S. E. Mr. le Comte Romanzow*, das sich in Müllers sämtlichen Werken XVI. Th. S. 409 abgedruckt befindet; und von Sechstes Heft.

liberaler Unterstützung durch die Erscheinung des beyliegenden Werkes, dessen Resultate Rec. mit so gröfserer Liebe und Freude in dieser Anzeige zusammenfafst, als er sich selbst vor nicht langem eine geraume Zeit hindurch, mit der Aufsuchung der ersten Spuren russischer Geschichten aus orientalischen Quellen beschäftigt hat.

Erstes Buch. I. Slawen und Wolochen. Die älteste Erwähnung der Slawen in den europäischen Geschichtschreibern des sechsten Jahrhunderts. Wer sind die *Wlochen* Nestors, vor denen die Slawen von der Donau weichen mußten? Schlözer nach langem Hin- und Herschwanken bestimmte sich endlich für die heutigen Walachen. Die Geschichte bietet aber eine genügende Lösung dar. Der Name der Walachen, ein slawisches Appellativum, gleichbedeutend mit Nomaden, bezeichnete hier vorzugsweise die Bulgaren, und die weissen Ungarn, welche die Walachen verjagten, können nur Chasaren seyn, im Gegensatze der Magyaren oder schwarzen Ungern. „Wo die Altväter der Slawen wohnten, ehe sie Bulgarien und Ungarn inne hatten, sagt der Vf., weifs ich nicht.“ Wir werden darauf bey dem zweyten Buche zurückkommen.

II. Slawen am oberen Dnieper und Ilmensee. In den Czaren Nestors erkannte man bald mit Gewifsheit die Chasaren, aber die Warjäger blieben lange in tiefes Dunkel gehüllt.

III. Warjäger. Die Gothen, die in bysantinische Dienste traten, erhielten den Titel *Foederati*, welchen Titel sie mit *Vaeringers* übersetzt haben mögen, was die Griechen in *Βαράγγιοι* verwandelten. Die Skandinavier brachten den Namen in ihr Vaterland. Die Normänner, die mit verschiedenen anderen Barbaren und Abentheurern an die Stelle der griechischen *Φοιδεσάρων* traten, erhielten denselben Namen, sie nannten sich *Wäringer*; an ein einziges bestimmtes Volk läfst sich auch bey den späteren *Βαράγγιοις* nicht denken. Es war ein zusammengelaufener Haufe nordischer Abentheurer und Glücksritter. Sie nahmen bey den Slawen am Ilmensee Dienste und behielten ihren Namen, den die Slawen in Warjäger um-

änderten. (Diese Thorwache und Hofwache der bysantinischen Kaiser *bipenniferi* hat sich bis auf heutigen Tag in den *Baltadschi* des Serais, wenn nicht dem Nahmen doch ganz der Sache nach erhalten).

IV. *Umfang des Warjägernahmens bey Nestor.* Hrn. E. scheint die Behauptung irrig, daß die Russen nur den Anwohnern der Ost- und Nordsee den Nahmen Warjäger gegeben hätten. Zusammenhang des Nahmens der griechischen *Βαρύγοι* mit dem russischen *Βαράν* für welchen historische Thatsachen sprechen. Die verschiedensten Stämme wurden zu den Warjägern gerechnet, und das beweist auch die nestorsche Aufzählung derselben. An den Warjägernahmen knüpften die Slawen vor und zu Nestors Zeiten einen fast eben so schwankenden Begriff als die Griechen an den Nahmen der Scythen, oder viele neue Geographen an den der Tataren, unter denen man auch die Mongolen und Mantschu begriff, und ihr Land die große Tatarey hieß.

V. *Fürstenwahl der novgorodischen Slawen.* Die Wahrheit, daß unter Warjägern ohne näherer Beziehung in den russischen Chroniken Skandinavien zu verstehen sind, ist anerkannt. Schlözer will das Wort *Knjas* so erklären, daß es den Gränzhütern, welche nach ihm die Slawen von Novgorod nach Verjagung ihrer Plünderer suchten, nicht widerspricht. *Knjas* heißt aber Fürst, und man kann es am besten aus Nestor selbst erklären. Auf die unerhebliche Frage, von welchem Range der Mann war, den das Schicksal zum Stifter des größten Reiches der Welt ersah, weiß die wahre Geschichte nicht wohl zu antworten.

VI. *Russen-Warjäger.* „Sie gingen über Meer zu den Russen-Warjägern“ sagt die alte Chronik. Wo wohnten diese Russen? welchem gleichzeitigen Volke waren sie zunächst verwandt? Schlözer glaubt, die novgorodischen Slawen und ihre Verbündeten hatten dieselben Warjäger wieder zurückgerufen, von deren Tyranney sie sich eben befreit fühlten. Beyspiellos und unnatürlich. Die meisten neueren Historiker knüpften ihre Versuche, das Vaterland der Urrussen zu entdecken, an die Warjäger. Man machte sie zu Germanen und Skandinaviern.

VII. *Die Niemzen; Rurik und seine Brüder.* Hr. E. sucht wider Schlözer zu beweisen, daß das Wort Niemzen, das itzt in allen slawischen Mundarten den Deutschen bedeutet, früher einen allgemeinen Sinn hatte. *Нѣмь* heißt stumm, *нѣмо* undeutlich, und so nannten die alten Slawen jedes Volk, das ihnen nicht verständlich, das nichtslawisch sprach, im Gegensatz von *Словенъ* ein Redender. Hier kann Rec. nicht ganz dem Verf. beystimmen, wenn auch die Niemzen in späteren sla-

wischen Berichten Holländer, Venetianer und Toskaner bezeichnen, wenn auch der Nahme Niemz sich bedeutend aus dem Slawischen etymologisiren läßt, so sind die Nemetes bey Cäsar doch ein reiner germanischer Stamm, für dessen Nahmen in den alten Germanischen und nicht in dem Slawischen, die Etymologie zu suchen seyn dürfte. Auch ist Hr. E. durch Adelnung ganz irre geführt worden, wenn er sagt, die Türken hießen alle nicht türkische Europäer Nemetzi. Diefs ist grundfalsch. *Nemdsche* heißen bey den Türken nur die Deutschen, und zwar unter den Deutschen wieder die Oesterreicher zu nächst, indem sie das östliche und nördl. Deutschland mit *Aleman* und *Trantabol* (Brandenburg) bezeichnen. Der Gesamtnahme der Türken für nicht türkische Europäer ist *Frank*, der sich schon in den arabischen Geschichten der Kreuzzüge findet, und vielleicht eher aus den *Βαρύγοις*, als diese (wie ein großer Orientalist glaubt) aus dem *Frenk* entstanden seyn konnte. Ueber den Aberwitz der Etymologien nach dem bloßen Wortklange, nach welchem man sogar die Chaldäer zu Slawen machte. So könnte man *Lokman* (und auch den indischen Affen *Haneman* oder einen *Dragoman*) für Deutsche gelten lassen.

VIII. *Rurik als Alleinherrscher.* Schlözer sucht in der Anlegung der Festen durch Rurik die Organisirung des Lehnsystems, aber die Natur der Verhältnisse erzeugt bey jedem kriegerischen Volke eine dem Lehenssysteme ähnliche Einrichtung. (Die *Timare* sind nicht osmanischen sondern persischen Ursprungs). Der russische Staat am Hmensee bestand dem Nahmen und der That nach vor Ruriks Alleinherrschaft. Den russischen Nahmen bekam er gleich nach Ankunft der Russen-Warjäger.

IX. *Jaroslaws Prauda.* Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß die Jahrbücher Nestors keinen haltbaren Beweis für die gemeine Ansicht von der Entstehung des russischen Staats darbieten. Die Aehnlichkeit zwischen den novgorodischen und skandinavischen Gesetzen, die einen anderen Beweis dafür abgeben soll, läßt sich nicht läugnen, aber beyde russische Slawen und Skandinavien verdankten ihre Gesetze einem dritten, nämlich Deutschen und Franken, wenn sich auch das Vorbild der Prauda bestimmt, in keinem deutschen Gesetzbuch, zeigen läßt.

X. *Ruotzi Roslagen.* Gleich den meisten andern Völkern sind die slawischen Russen in der Geschichte ihrer gebildeten Nachbarn aufgetreten, ehe sie ihre eigene zu schreiben wußten. (So die Araber bey den Bysantinern als *Σαρακηνοί*) weil bey den Finnen-Schweden *Ruotzi* und seine Bewohner *Ruotzolainen* heißen, folgert Schlözer,

dafs Russen Schweden bedeuten könne. (So liefse sich auch aus einer falschen Etymologie der Sarcenen folgern, dafs die Araber von der Sara statt von der Hagar abstammen). Thunmann ging auf demselben Wege fort und beantwortete selbst gemachte Einwürfe, er fafste aber die Schwierigkeiten, welche aus dem Wege geräumt werden müssen, um seine Hypothese zu retten, nicht richtig auf. Wenn es gewifs wäre, dafs die Russen von den Finnen jemahls Rutzolainen genannt wurden, könnten über ihre Verwandtschaft mit dem Volke desselben Namens keine Zweifel obwalten, aber davon findet sich nicht die geringste Spur. Die Russen heissen bey den Finnen Wennelanen, Wenden. Wenn man auch, wie Thunmann will, die Nothwendigkeit zugibt, dafs die Slawen „die Schweden auf Finnisch nennen mußten“ so wird dadurch nicht glaublich, dafs sich die Schweden selbst so genannt hätten, da sie als Beherrscher der Slawen auftraten, und wenn sie sich auch von allen Nachbarn mußten Russen nennen lassen, warum behielten sie denn nicht selbst, gleich den Ungern, ihren wahren Namen? und wenn die Schweden von den Slawen an der Ostsee vor Rurik Russen genannt wurden, wann und warum hörten sie auf bey diesen Slawen so zu heissen, das letzte ist unbegreiflich.

XI. *Rhos in Ingelheim* 839 n. Chr. Was Thunmann der angefochtenen Hypothese als besiegbaren Zweifelgrund entgegenstellt, dafs die Schweden nie sich selbst Russen genannt, soll eine Ausnahme leiden, durch die Angabe der bertinischen Annalen, dafs der griechische Kaiser Theophilus im J. 839 eine Gesandtschaft an den frommen Ludwig nach Ingelheim sandte, *Missit quosdam qui gentem suam Rhos vocari dicebant; Quos Rex illorum Chacanus vocabulo amicitiae causa ad se direxerat. Imperator comperit eos gentis esse Sævonum.* Schlözer folgert daraus die ältesten Russen wären Schweden gewesen. Hr. E. zieht ganz andere Schlüsse, die dieser Hypothese weniger günstig sind. Schweden und Franken kannten sich viele Jahre lang nahmentlich ehe jene angeblichen *Rhos* nach Ingelheim kamen. Die letzten wußten doch dafs alle Skandinavier bey den Franken Normänner hießen, und hatten sich also Normänner genannt. Diese *Rhos* in Ingelheim, die nicht gleich bereitwillig ihr Vaterland entdeckten, sind für Betrüger zu halten, die um auszukundschaften, oder um Strafen zu entgehen, einen falschen Namen sich beylegten, den Namen eines Volks, dessen entfernte Wohnsitze Niemand in Ingelheim kannte. Schlözer will im Chakan einen König *Hakon* finden! Damahls regierte aber kein *Hakon* im Norden. Alles was H. E. aus dieser Stelle folgert, ist, das schon in der ersten Hälfte des

neunten Jahrhunderts, Schweden nach Constantinopel reiseten. Den Beweis für die Meinung, dafs Russen - Warjäger Schweden waren, kann er nicht darin finden.

XII. *Normänner, Franken und Dromiten.* Luitprand spricht deutlich eine Verwandtschaft der Schweden und Russen aus. *Gens est quaedam quam Graeci vocant Rossos, nos Nordmanos.* Luitprand laßt nirgends vermuthen, er habe von den Russen mehr gewußt, als er eben in Constantinopel erfuhr. Dort mußte man sie zu den „nordischen Völkern“ rechnen, unter welchem allgemeinen Namen sie auch Constantinus Porphyrogeneta mit Chazaren und Türken zugleich aufführt. Diese alle und nicht Skandinavier ausschließlich waren ihm Normänner. Normänner war ein Sammelbegriff mangelhafter Erdkunde, die ja bey den Byzantinern auch bis ins XV. Jahrhundert die Russen Skythen und Sarmaten nannte. Theophanes und Simeon Metaphrastes sagen gleichlautend: *Hos (Russos) Dromitas vocant ex Francis genus ducentes.* Mit dem Namen Franken verbinden zwar Einige, vorzüglich die Aelteren, Prokopius und Agathias den richtigen Begriff, aber viele missbrauchen ihn, wie die Morgenländer noch heut zu Tage zur Bezeichnung verschiedner nördlicher und östlicher Europäer. Den Beynamen Dromiten hat schon Krug scharfsinnig auf Schnelligkeit gedenkt, und er läßt sich aus ihrer Fertigkeit schnell zu segeln oder zu laufen sehr wohl herleiten.

XIII. *Etymologie.* Aus den russischen und slawischen Namen der sieben Wasserfälle des Dniepers, welche Constantinus Porphyrogeneta verzeichnet hat, will Thunmann einen etymologischen Beweis herleiten, indem er entdeckt zu haben glaubt, dafs das Russische Skandinavisch sey. Aber nichts ist leichter als zu etymologisiren, wenn man so wie Thunmann verfährt; fana ja später Struve auf einem andern Wege die Erklärung jener Namen in den *dialectes tudesques!* Dürich meint diese unverständlichen Töne im Slawischen erlauscht zu haben, wie Thunmann im Skandinavischen, und der General-Major Boltin machte gar den Versuch einer Erklärung aus dem Ungrischen. Waren die Russen, welche unter den Slawen am Ilmensee als Herrscher auftraten, und mit ihnen allmählich verschmolzen, Normänner gewesen, so mußte sich dieses aus den sieben Namen der Wasserfälle nicht allein, sondern aus der ganzen Sprache des beherrschten Volks ergeben. Das ist aber nicht der Fall. Die Schweden hatten den Slawen die Namen der zur Schifffahrt gehörigen Dinge bringen müssen, aber die alten Russen haben ihre Schiffsnamen alle von den Griechen, ausgenommen *Λαδία* die Barke. Schlözer schließt aus diesem Mangel der Aehnlichkeit

der skandinavischen und russisch-slawischen Sprache, die Russen seyen nur in sehr kleiner Anzahl gekommen, obgleich die Geschichte das Gegentheil lehrt.

XIV. *Beweisendes Stillschweigen.* Geblendet von dem großen Reichthume vermeinter Beweise des skandinavischen Ursprungs der Russen achteten die Historiker zu wenig darauf, daß in den ältesten nordischen Schriften auch nicht der leiseste Schein seiner Wahrheit gefunden wird. Dieser Grund, den Hr. E. als den gewichtigsten zuletzt gespart, ist ganz gewiß, wie es ihm scheint, sorgfältiger Erwägung werth, besonders in Hinsicht der Quelle der ersten und glaubwürdigen Nachrichten in Skandinavien. Das Aelteste, was Snorri Sturluson (1241. †) von Rußland erzählt, hatte sich beynahe dritthalbhundert Jahre vor ihm zugetragen. Er wußte es nicht aus der Sage allein, sondern aus älteren Chroniken; sein häufiges Stillschweigen von Rurik beweiset, daß auch die älteren Chroniken nichts davon wußten. Schon Müller erinnerte an dieses argumentum a silentio und Lomonosow wollte es gegen Ruriks skandinavische Herrschaft geltend machen. Niemand wird entgegen, Ruriks Herrschaft sey, von der Tradition eben so vergessen, wie die erste normannische Unterjochung der Slawen und Tschuden; die letzte war weder so lange daurend, noch so folgenreich, daß sie von dem Gerüchte hätte weit verbreitet werden mögen; wie hätte Leuten, welche ihre vaterländische Geschichte so gerne romantisiren, der vaterländische Rurik entgegen können! Nach Odin beut die ganze nordische Vorzeit keinen größeren Gegenstand dar. Snorri's und seiner Vorgänger Stillschweigen beweist also gewaltig wider die von Schlözer und Thunmann vortheilhafte Hypothese der skandinavischen Abkunft der Russen, welche nichts als den anderweitig erworbenen Ruhm ihrer Urheber für sich hat.

Zweytes Buch. I. Russen der morgenländischen Erdbeschreibung. Die Unmöglichkeit aus der Geschichte des nördlichen und westlichen Europa den dunkeln Ursprung des russischen Staats aufzuhellen, zwingt den Forscher zu den Morgenländern und Bysantinern sich zu wenden. Slawen kommen schon bey dem Heere vor, das Chaleds Sohn im Jahr 665 nach Chr. nach Syrien führte, (auch bey Abulfarradsch an mehreren Orten). Die Quellen, wo Hr. E. die glaubwürdigen Nachrichten über die ersten Wohnplätze der Russen sucht, ist die Erdbeschreibung *Ibn Haukal's*, aus dem zwar Albufeda und Makrisi geschöpft, die aber weder unter die ältesten noch unter die vollständigsten geographischen Werke der Araber gehört. Sich dessen zu überzeugen darf man nur

in Hadschi Chalfa's bibliographische Bibliothek den Titel *Mesalik ol memalik* nachsehen, wo *Ibn Haukal* nur im Vorbeygehen aufgeführt, während von anderen Werken dieses Titels als von *Seid Ben Ali- Aldschordschani*, von *Abdollah Ben Chorad Alchorassani* von *Ahmed Ibn Sehl Albalchi* von *Ibn Obeid Albekri*, vorzüglich aber von dem *Ebi Abdollah Dschebhani's*, des Vesirs aus Chorassan umständlicher Notiz gegeben wird. Erst wenn in Europa diese und andere geographische Werke des Orients (deren vorzüglichste in der encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients S. 377) aufgeführt sind, dem Inhalte nach bekannt seyn werden, wird vielleicht über die ursprünglichen Sitze der Russen ein größeres Licht verbreitet seyn. Aelter als *Ibn Haukal* und die ältesten glaubwürdigen Geschichten der Araber (nächst *Thabari*) ist *Messudi*, dessen Beschreibung des Kaukasus und der nördlichen bey demselben und dem Kaspischen Meere gelegenen Länder Hr. v. Klaproth seiner Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere (Berlin 1814) angehängt hat, von dem aber Hr. E., da jenes Werk mit dem seinen gleichzeitig erschien, unmöglich hatte Notiz nehmen können. *Ibn Haukal* sagt, indem er von dem Lande der *Bertas* spricht: „insgemein heißt die Gegend auch *Chasr*, *Rus* und *Serir*, und gibt dann drey Geschlechter der Russen an: 1) den Stamm von der Stadt *Gunabeh*, 2) *Orsani* oder *Arsai*, 3) *Dschellabe*. In *Messudi* kommen nebst den Russen ausdrücklich die Slawen als Bewohner des Chasarenlandes vor:“ die *Russen* und *Slawen*, von denen wir gesagt haben, daß sie Heiden sind, bilden auch einen Theil der Armeen des Königs. — Dieser König ist aber nicht der *Chakan*, der, sehr merkwürdig, nur als eine Art von Schattenbild der Majestät unter der Oberherrschaft eines Mächtigeren wie die fatemitischen Chalifen unter den Mamluken, wie der Großmogel in der jüngsten indischen Geschichte erscheint. Auf diese Art liefse sich dieses Verhältniß vielleicht erklären, ohne wie Hr. Ewers (Note 7) Mißverständniß vorauszusetzen.

II. *Chasaren.* Geschichte derselben nach Bysantinern und Morgenländern. Sie sind Türken, der *Chakan* wohnte in der Stadt *Atel*. Ob die *Katscharen* in Astrakan wirkliche Ueberreste der *Chasaren* seyen, ist dem Rec. sehr zweifelhaft.

Die Etymologie *خزر Chazar* und *قازق Katschakar* streitet ganz und gar dagegen, indem die beyden Wörter außer dem letzten Buchstaben den R. auch nicht einen gemein haben. Wenn diese Ableitung sehr zweifelhaft, so ist die in der Note 25 angeführte *Stritter's* von *Sarkel* aus dem Türkischen ganz gewiß falsch. *Scher-Kil* soll weißer

Thon bedeuten, nun heisst zwar *Gil* auf Persisch Thon, aber *Scher* heisst nichts, wenn nicht etwa statt *Schehr, Stadt*; es wäre also höchstens *Thonstadt*.

III. *Abstammung der Russen.* Ob die Russen in Chasarien eine eigene Provinz inne hatten, oder ob sie zu den Bewohnern von Bertas (eine Landschaft Chasariens) gehörten, lässt sich aus Ibn Haukal nicht mit Gewissheit erweisen. Strenge Analogie berechtigt das erste zu schliessen, und die Vermuthung wird sehr wahrscheinlich, dass die Russen mit den Chasaren nahe verwandt seyen, da der Name beyder für synonym gilt. Die Urrussen sind also gewiss Türkischen, und wahrscheinlich Chasarischen Stammes. Eine handschriftliche Kosakenchronik (in Engels Geschichte der Ukraine) welche versichert, Russen und Chasaren seyen ein Volk, berücksichtigt Hr. E. gar nicht, weil ihm Zeit und Verf. unbekannt.

IV. *Aelteste Spuren des russischen Namens.* Stelle im Ezechiel, wo פנר sich als *Haupt* und als *Rus Ρως* übersetzen lässt. Vielleicht dürfen Russen auch in den Roxelanen der Alten vermuthet werden. Man hält diese gewöhnlich für einen Zweig der Alanen, und da diese ein gothisches Volk waren, für Gothen. Allein es lässt sich nicht erweisen, dass Roxelanen und Alanen eines Stammes waren; wenn Thunmann Recht hätte, dass Usen und Chasaren oft unter den Alanen begriffen würden, würde diefs einen Zusammenhang zwischen den Rox-Alanen, und dem Namen Ρως, welcher der Wolga beygelegt ward, andeuten. Diese Benennung, so wie die gleich darauf folgende Angabe aus Jesef Ben Gerion, der die Russen an den Kur setzt, scheint dem Rec. höchst merkwürdig, weil bey morgenländischen Geographen und Geschichtschreibern auch der Araxes statt *Aras, Ras* oder *Ros* genennt, und dabey ausdrücklich gesagt wird, dass ein gleichnamiges Volk hier ihre Wohnsitze gehabt hatten. S. im *Dschihannüma* S. 397. wo der Araxes zweymahl vorkommt, und das zweytemahl mit der folgenden merkwürdigen Stelle begleitet ist, die den Rec. zuerst auf die Erwähnung der Russen im Koran aufmerksam machte. „Die *Asshabi Ras, Herren des Ras, deren im Koran Erwähnung geschieht, wohnten an den Ufern dieses Flusses, wie die Sage berichtet.*“ Die beyden hier erwähnten Stellen sind der 39. Vers der Sura *Furkan*, und der 11te der 50ten Sura, wo die *Asshabi Ras* mit unter den verlorenen Völkern, wie die *Aad* und *Themud* aufgeführt werden. Die Commentatoren, welche nicht wissen, was sie aus diesen *Ras* oder *Ros* machen sollen, glauben, sie seyen in Arabien, und *Ras* sey ein Brunnen statt einem Fluss gewesen. Unter diesen Commentatoren sagt aber ein vom Geschichtschreiber *Ibn Kessir* angeführter ganz ausdrück-

lich, dass die *Ras* oder *Ros* (der Vocal ist als nicht geschrieben ganz gleichgültig) in Aserbeidschan, am Flusse gleiches Namens gewohnt hätten, und im Edrissi sowohl als im Albufeda kommt der Araxes, der heute *Aras* heisst, ausdrücklich als der Fluss *Aras* vor. Die Identität dieser Bewohner der Ufer des Araxes mit den heutigen Russen lässt sich freylich noch nicht erweisen, dafür ist aber kein Zweifel, dass diese *Ras* oder *Ros* des Korans die Ρως der Septuaginta sind. Ihre Zusammenstellung mit den Temud und Aad wie dorten die der *Ros* mit den Völkern *Mosok* und *Tubal* würde diefs nicht beweisen, wenn uns der arabische Geschichtschreiber *Aini* (bis itzt eben so wenig bekannt als *Ibn Kessir*) nicht erhalten hätte, in welcher hinter *Gog* und *Magog* dreier Völker erwähnt wird, nämlich der *Monsook, Tavit*, und der *Taras*; die *Monsook*, die auch allenfalls durch einen Schreibfehler *Mosok* gelesen werden könnten, und die *Tavit* sind augenscheinlich die *Mosok* und *Tubal* Ezechiels, dass aber die *Taras* oder *Tarus* die Ρως desselben sind, ist aus der späteren Benennung der Russen bey den Byzantinern klar, welche dieselben *Ταυρος* oder Ρως hiefsen. Σαφέςτερον εδηλώσα Ταυρος της Ρως καλεϊσθαι sagt Tzetzes, den schon Bochart in seinem Phaleg III. 13. zu diesem Behufe angeführt hat. Derselbe erklärt aus Herodot und Strabo sehr wahrscheinlich die *Mosok* als *Μοσχοι*, und die *Tubal* als *Τιβερηνοσι* (Bewohner Thaberistans) die immer mitsammen erscheinen, und also mit den Ρως in Aserbeidschan und Tabaristan auf dem moschischem Gebürge und an den Ufern des Araxes wohnten. Durch diese Stellen des Korans und die im arabischen Geschichtschreiber angeblich von Mohammed erhaltene Sage wird also wenigstens die Existenz der Ρως in der Bibel vollkommen aufser Zweifel gesetzt.

V. *Das russische Meer.* Der Widerspruch, in welchem die in dem vorhergehenden Abschnitte enthaltenen Andeutungen zu einander stehen, ist eben so wenig zu heben, als er den Hauptsatz, „dass die Urrussen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere wohnten“, verlässlich machen kann. Nestor selbst sagt: „der Dnieper ergießt sich in das pontische Meer, welche Meer das russische genannt wird,“ und hier ist der erste Fingerzeig auf die Gegend, in welcher der Russen Name früher einheimisch ward, als unter den Slaven. Der Pontus hiefs das russische Meer und bey vielen Morgenländern auch das Chasarische, welches eigentlich das kaspische Meer war. In Messudi (Klaproth S. 218) heisst der Pontus (*Μενθις*) und *Mäois* (*Nithis*) das Meer der Bulgaren und Russen. Es ist natürlicher Russen am russi-

schen Meere zu sehen als am warjägischen. Am Pontus besaßen die slawischen Russen schon zu Olegs Zeiten Küsten. Höchst wahrscheinlich ist, daß diese Küsten der Halbinsel Tmutarakan (*Taman*) umfaßten. Die Vermuthung dringt sich auf, daß diese russische Herrschaft am schwarzen Meere ein angestammtes Erbe der Dynastie Ruriks seyn müsse, welches mit dem historischen Ursprunge derselben vollkommen übereinstimmt.

VI. *Oskold und Dir*, die zween Gefährten Ruriks waren keine Russen. Nestor hätte die Männer Russen-Warjäger geheissen, hätte er sie dafür gehalten, er hieß sie aber schlechtweg Warjägers, die sich zu den Russen-Warjägern wie das Geschlecht zur Gattung verhalten. Oleg gab sich für keinen russischen, sondern für einen podurischen Kaufmann aus. Oskold und Dir waren *Ungern*, was die Nachricht von ihrem Tode bestätigt, sie wurden auf dem Berge am Orte begraben, der wie Nestor sagt, nun der *ungrische* heißt *γροπλοκοε*. Was wir von den Schicksalen der Ungern dieser Zeit wissen, stimmt im Allgemeinen mit dem Resultate dieser Untersuchung überein, und das Besondere wird durch natürliche Muthmaßung ergänzt.

VII. *Russen vor Konstantinopel 866 vor Chr. Geburt*. Als Seefahrer mochte man die Russen vor dem Jahre 866 in Konstantinopel wenig kennen, wo sie diese Hauptstadt plötzlich mit einer Flotte von 200 Segeln erschreckten, und die Umgebungen des Kanals von Pera verwüsteten. Oskold und Dir, also zwey Ungern führten die Russen 866 zum Angriffe Konstantinopels.

VIII. *Pontische Russen der Chronik Nikon's*. Umständlichere Erzählung des Ueberfalls der Russen durch Leon Grammatikos. Die Abwendung desselben in ein Wunder der Jungfrau Maria verwandelt. Die Nikonische Chronik, so dieselbe Begebenheit erzählt, scheint mit dem Verfasser des Stufenbuchs aus einer Quelle geschöpft zu haben.

IX. *Widerlegung Schlözers*. Schlözer, welcher fühlt, daß dieser Angriff Konstantinopels die Existenz von Russen beweise, welche dem schwarzen Meere näher wohnen müßten, als die Schweden, schafft um auf seiner Meinung bestehen zu können, ein eigenes Volk *Roos* genannt, das weiter Niemand kennen soll, er verwirft daher die Glaubwürdigkeit der nikonischen Chronik. Hr. E. führt seine Einwürfe an, und widerlegt dieselben. Konstantinopel und Tscharenstadt *Zargrad* wird in den besten Abschriften abwechselnd gebraucht. Das Stufenbuch unterscheidet Oskolds Leute von den Russen. Oskold und Dir waren Ungern. — Die Wundermähre von dem unverbrannten Evangelium ist aus einem späteren Bysantier genommen, und dem slavonischen Erzähler aufgedrungen, aber die Bekehrungsgeschichte der Rus-

sen wird hiedurch nicht zur Fabel. — Die Worte „auch Kumaner genannt“ sind vielleicht eines Abschreibers Glosse, und sollen dem Leser wohl nur die Heimath der Russen, das nördliche Ufer des Pontus, nicht ihr Geschlecht bezeichnen.

X. *Zur Kritik der russischen Chronographen*. Keine der bis itzt bekannten Abschriften der nestorischen Chronik gebührt ein kanonisches Ansehen. Die Herstellung des eigentlichen Nestor bleibt zweifelhaft, wenn man nicht hoffen darf, eine Urkunde zu entdecken, die alle übrigen Kennzeichen der Aechtheit vorausgesetzt, nur auf ihn sich beschränkt. Der erste Theil des gemeinschaftlichen Werkes, der vier ältesten russischen Chronographen aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts erhalten, wird auf immer Nestors Stelle vertreten müssen, und die nikonische Chronik bleibt als eine Compilation aus einer Menge von Chroniken unter den späteren die schätzbarste.

XI. *Zeugniss der Bysantiner*. Die Bysantiner erzählen von Oskold und Dir denselben Angriff auf Constantinopel, welche die älteren Abschriften Nestors den Russen zuschreiben, und die Folgerung dringt sich wieder auf, das Volk, an dessen Spitze sie erschienen, müsse ein Küstenvolk des schwarzen Meer gewesen seyn. Daraus, daß die späteren griech. Geschichtschreiber keinen Wink geben, daß die *Ρωσ* ihrer Zeit und die *Ρωσ* von 866 ein und dasselbe Volk wären, will Schlözer folgern, sie hätten jene ersten *Ρωσ*, so wie er, für ein mit den Russen keineswegs verwandtes Volk gehalten. Hr. E. schließt umgekehrt, weil die Bysantiner von ihrer Verschiedenheit nichts erwähnen, hielten sie selbe für ein und dasselbe Volk. Zonaras nennt die *Ρωσ* von 866 Taurosphythen, aber kein anderes Volk. Dieser Name, der bey den Bysantinern freylich sehr unbestimmt ist, wurde seit dem X. Jahrhundert vorzugsweise den Russen beygelegt. — In Kleinasien war Taurus die allgemeine Benennung für jede hohe Bergstrecke. (In Steyermark, Kärnthen, Tyrol, heißen noch die höchsten Alpen *Taur*, im Arabischen *Tur*.)

XII. *Vertheidigung Nestors*. Nestor wäre vollkommen berechtigt gewesen, die erste Erscheinung der Russen bey den bysantinischen Schriftstellern seinem Werke einzuverleiben, sollte ihm auch die vaterländische Chronik nicht das Geringste davon berichtet haben. Schlözer meint aber, der Chronograph sey durch die Nahmensähnlichkeit zu einem Irrthume verleitet worden.

XIII. *Erläuterungen*. Wir finden gleichzeitig dasselbe Volk am schwarzen Meere und an der Wolga hier und dort als einen Zweig der Chasaren. Daß seine Wohnsitze ununterbrochen zusammenhiengen, läßt sich nicht strenge beweisen, ist aber wahrscheinlich, und demnach erstreckt sich das Land der Urrussen von der Ostküste der Mäo-

tis bis zur Wolga über 50 Gr. der Breite. Der pontischen Russen erwähnen die Griechen öfter, der wolgaschen die morgenländischen weniger bekannten. Unerforscht ist es nach welchem Gewährsmann (vermuthlich nach Messudi oder Thabari) Abulfeda erzählt, dafs im J. d. H. 332 ein Volk Russen über das kaspische Meer kam, den Kur hinauflief und Bardaa plünderte. Das waren gewifs wolgaische Russen und nicht slawische. Wenn die Insel Tmutarakan angestammtes Erbe der rurikischen Dynastie war, ist der Ausdruck Nestors klar, Rurik sey über das Meer gekommen (über das asowische). Noch im X. Jahrhundert fuhr man aus dem Dnieper über den Pontus nach Chasarien. Das Volk, an welches die Slawen sich mit der Bitte um Fürsten wandte, werden Warjäger genannt, da die Chasaren schon im IX. Jahrhunderte zu Konstantinopel unter der kaiserl. Leibwache dienten, so werden sie dort, wenn nicht nach der Hofordnung, doch von dem grofsen Haufen zu den Βαγγυροις gerechnet.

XIV. *Nahmen und Sprache.* Ob Rurik Sineus und Trawor nicht tartarische Nahmen sind. Hr. E. hält den zweyten für Sinan, worin Rec. gar nicht seiner Meinung ist, indem Sinan ein persischer Nahme für Joseph ist. Den Nahmen der Dromiten leitet er von dem Landstrich Dromos her. Die Russen (ursprünglich türkischen Ursprungs) nahmen Sitte und Sprachen der mit ihnen vereinten Slawen an (wie die Bulgaren mit den Serviern an der Donau vereint). Ob sich in der heutigen russischen Sprache, wie die bulgarisch slawische, aufer türkischtartarischen Wörtern auch grammatische Formen desselben Ursprungs enthalte, ist noch ununtersucht. Mit diesem Symptome der Sprache kommen alle zerstreuten Nachrichten von den ältesten Russen in völligen Einklang.

So hat Hr. E. in viermal sieben Abschnitten, deren jeder mit gelehrten Noten, auf die sich diese Anzeige nicht einlassen konnte, erläuternd ausgestattet ist, nach des Rec. Ueberzeugung die Wahrheit der tartarischen Abstammung der Russen wider die Meinung Schlözers, von der finnisch-nördlichen derselben siegreich erwiesen, durch Berichteneinholung bey den von Schlözer vernachlässigten Morgenländern, an denen dieser sowohl in seiner russischen als osmanischen Stammableitung der morgenl. Sprachen unkundig vorübergegangen, und dafür sich so weit vom Ziele der Wahrheit verirrt hat, zu dem Hr. E. muthig und mit Erfolg kämpfend vorgedrungen.

Σ.

Philologie.

Albii Tibulli Elegiae tres. Diversitatem lectionis Vossianae suasque animadversiones adiecit Imma-

nuel G. Huschke. Rostochii, ex officina Al-leriana, 1814. 4. S. 72.

Der Herr Verfasser gibt uns hier den Text von drey Elegieen des zärtlichen Tibullus, der ersten, dritten und siebenten des ersten Buchs, mit einem ausführlichen Commentare, in welchem er seine durch frühere Schriften schon bewährte Gelehrsamkeit und kritische Urtheilskraft von neuem beurkundet. Die kritische Bearbeitung dieser Elegieen ist um so interessanter, da der Verfasser auf die neue Ausgabe von *J. G. Voss* vorzügliche Rücksicht genommen hat, und die Willkührlichkeit des Vossischen Textes gezeigt hat. Zugleich theilt er uns einige Bemerkungen von *Santen* mit.

Eleg. 1, 2. vertheidigt Huschke die auch von Heyne in der dritten Ausgabe aufgenommene Lesart *multa* gegen *magna*, das Voss aus mehreren Handschriften und Ausgaben zurückgerufen hat, mit siegreichen Gründen. Auch den dritten und vierten Vers, die von den Kritikern vielfältig angefochten worden sind, nimmt er in Schutz. Allerdings könnten uns viele Gründe bestimmen, jene Verse mit Heyne ganz zu verwerfen; denn hart scheint die Verbindung derselben mit den vorhergehenden: *alius divitias sibi congerat et iugera soli teneat, quem labor — terreat, cui classica somnos fugent*; unpassend selbst der Sinn, da die ersten Verse etwas Allgemeines aussprechen, das auf jeden erwerbenden Stand (vorzüglich der der Kaufleute), und nicht blofs auf den Kriegesstand hindeutet; dazu kömmt das Ungewöhnliche des Ausdrucks; für *labor terreat* findet sich nämlich kein analoges Beyspiel (die Stelle des *Ovidius ex Ponto* IV, 9. 82., die Herr Huschke anführt, gehört nicht hieher; denn es heifst daselbst: *quam vicino terreat hoste*, nicht *labore*; *labor* könnte nur die Strapazen des Kriegs bezeichnen, wie *militiae labor* bey *Cicero ad divers.* VII, 8. Manil. 14. Anf. *Caesar* Bell. Gall. V, 11. u. a.); eben so wenig läfst sich wohl *classica pulsa* durch den Gebrauch des griechischen *ρουσσαι* (s. *Plutarch.* Quaest. Sympos. II, 4.) oder durch die Stelle des *Claudianus* XVII, 312 (*cui tibia flatu, Cui pleetro pulsanda chelys*; denn hier muß aus dem Nachfolgenden *pulsanda* zu *tibia* ein ihm entsprechendes Zeitwort ergänzt werden) vertheidigen. Denken wir uns die Verse hinweg, so steht alles in der besten Verbindung, und der Sinn der ersten Verse gewinnt, da sie im Allgemeinen auf den Reichen und erwerbenden Stand bezogen, und nicht blofs auf den Krieger beschränkt werden müssen; überdieß steht dann *divitias* dem nachfolgenden *paupertas* unmittelbarer entgegen, und wir sind der Wiederholung des Beywortes *assidus* (V. 3 und 6) überhoben. Doch erwägen wir

die besondere Veranlassung des Gedichts (Tibullus war nämlich von Messala aufgefordert worden, mit ihm in den Krieg zu ziehen, und seine Vermögensumstände dadurch zu verbessern, s. V. 53 ff. 75 ff.), so müssen wir dafür halten, daß jene Verse ganz an ihrem Platze stehen, überdies setzen die Ausdrücke *vitae inertis* V. 5 und *segnis inersque vocer* V. 58. die Schilderung des mühevollen Kriegslebens oder die Beziehung darauf voraus. Auch jene Schwierigkeiten im Ausdrucke lassen sich leicht heben; die Worte nämlich *quem labor assiduus vicino terreat hoste* müssen als prägnanter Ausdruck gefaßt und so aufgelöst werden: *quem labor (militiae) assiduus terat s. frangat et vicinus (d. i., instans) hostis terreat*; die *classica pulsa* aber wären dann so viel als *classica commota* (plötzlich erregt oder erschallend; denn *commovere*, wie das griechische *κινεῖν*, hat den Nebenbegriff des Unvermutheten oder Plötzlichen; so *commovere aliquid*, etwas in Anregung bringen, woran man nicht dachte, etwas aufregen, was bisher ruhig lag u. s. w.), so wie es bey *Cicero Brut.* 87. heißt: *longi sermonis initium populisti*. — V. 5. wird *traducat* sehr treffend durch die Stelle des *Terentius Phorm.* Prolog. 1. *Postquam poeta vetus poetam non potest retrahere ab studio et transdere hominem in otium* erläutert, und die Umkehrung: *paupertas me traducat vitae inertis* statt: *pauper traducam vitam inertem* durch das Pindarische *Olymp.* V, 48: *Φέρειν γῆρας εὐζυμον ἐς τελευτῶν*. — Sehr schön vertheidigt Herr Huschke V. 6. *assiduo* gegen *exiguo*, das Vofs aus den älteren Exemplaren wieder hervorgezogen hat. Eben so trefflich entwickelt er die Verbindung des neunten Verses mit den anderen: *nec spes facile destituerit, sed ff.*, da man die Worte *nec spes destituat* bisher optativisch verstand. — V. 28. vermuthet Huschke, daß der Sinn dieses oder etwas ähnliches erfordere: *Jam volo, nam possum*. Vofs hat geschrieben: *Jam modo, iam possum*, wogegen Huschke gegründete Einwendungen macht. Aber auch jene Verbesserung *iam volo, nam* befriedigt uns nicht. Wir vermuthen: *Jam modulo possum contentus vivere parvo*, d. i., *parvo* (nämlich *agri*, das sich aus dem Vorhergehenden von selbst ergänzt) *modo*; so *modus agri* bey *Plautus Aulul.* Prol. 13: *agri reliquit ei non magnum modum*. *Cicero pro Placc.* 80: *Voluisti magnum agri modum censeris*. *Horat Serm.* II. 6, 1: *Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus*. *Modulo* gieng in *modo* über, weil man es nicht verstand, und dann wurde, um den Vers auszufüllen, *non* hineingesetzt. — V. 27. über *ortus* macht der Verfasser einige scharfsinnige Bemerkungen, und nimmt auch IV, 1. 65. *ortu* gegen *aestu*, das Vofs zurückgeführt hat, in Schutz; bey dieser Gelegenheit erläutert er durch

ausgewählte Beyspiele den Sprachgebrauch der Zeitwörter *ἐκλάμπειν*, *ἀλεσεῖν* und *vitare*. Eben so vertheidigt er *rivus* gegen *rivum*, das Vofs nach *Burmans Conjectur* aufgenommen hat. — Bey V. 50., wo Vofs statt *pluvias* *Heinse's Conjectur Hyadas* aufgenommen, rügt er mit Recht das willkürliche Verfahren von Vofs, der nicht selten Stellen, die das unverkennbare Gepräge der Tibullischen Einfachheit und Anmuth an sich tragen, ganz eigenmächtig verbessert oder vielmehr verderbt. — V. 57 ist die Erinnerung, daß *mea Delia* besser mit dem Vorhergehenden verbunden werde, sehr richtig und zeugt von seinem dichterischen Gefühle.

Eleg. III, 4. hat *Huschke* die Worte *abstineas avidas, mors, precor, atra, manus* durch Beyspiele griechischer Dichter trefflich erläutert, und mehrere Stellen der alten Dichter theils aufgeklärt theils gerechtfertigt. V. 7. rügt er wieder *Vossens* unkritisches Verfahren, nach bloßer Vermuthung eine selbst ersonnene Lesart aufzunehmen, die nicht einmahl in den Gebräuchen des Alterthums eine Bestätigung findet, wie *condat* statt *dedat*. Eben so wird V. 12. *puer e trivio* gegen die andere von Vofs befolgte Lesart *puer e trinis* in Schutz genommen, und V. 13. die Lesart einiger Handschriften *tamen haud deterrita frustra est*, die Vofs gegen den Sprachgebrauch und den Sinn aufgenommen hat, zurückgewiesen. — V. 50. wird die gewöhnliche Lesart *nunc leti mille repente viae* gegen die von Vofs aufgenommen: *leto multa reperta via* trefflich vertheidigt und durch Stellen anderer Dichter erläutert.

Eleg. VII, 1. hat der Verfasser der alten Lesart *Hunc diem* gerechtfertigt. — V. 14 verbessert er: *Caeruleae placidus per vada serpis aquae*. Schon Vofs wollte *aquae* statt *aquis* lesen. — V. 15. verwandelt er *aetherio* in *aërio* und liest die ganze Stelle so:

Quantus et aërio contingat vertice nubes
Frigidus intonsos Taurus alens Cilicas.

V. 49. vermuthet er:

Huc ades et Genium ludis centumque choreis
Celebra.

Auch scheinbar geringfügigeres hat der fleißige und gelehrte Verfasser beachtet; so erklärt er sich über den Gebrauch von *tunc* vor Consonanten (Vofs hat immer *tum* geschrieben), über *est* am Ende des Pentameters; über die Endigung der nicht griechischen Wörter, wie *Palem*, *tigrim* u. a., über das *Z* vor Consonanten, wie in *Zmaragdus*, das Vofs V. 51. statt *smaragdus* gewählt hat, u. s. w.

Wir wünschen, daß uns der gelehrte und geschmackvolle Verfasser recht bald mit ähnlichen Programmen beschenken möge. φ.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 46.

Freitag den 9. Juni.

1815.

Serbische Literatur.

Писменица Србскога Језика, по говору простога народа
мањсана Вуком Стефановићем Србијанцем. (d. i.
Grammatik der Serbischen Sprache, nach der
Rede des gemeinen Volkes aufgeschrieben von
Wolf Stephanovidsch, aus Serbien). Wien in
Joh. Schnierer's Druckerey 1814. XII. und 106
S. in 8.

Willkommen erste Serbische Grammatik mit
cyrillischen Lettern! und zweymahl willkommen,
dafs du getreu nach der Rede des gemeinen Vol-
kes aufgeschrieben bist!

In der *Zueignung* an den Archimandriten *Me-
lentije*, (d. i. Meletius) *Nikschidsch*, dermahl Vor-
steher des Klosters Fenek (in Slavonien), der die
Druckkosten dieser Grammatik bestritten, (wofür
ihm nicht nur der Verf., sondern alle Slavisten von
Petersburg, Warschau und Prag bis nach Laibach
und Ragusa höchlich verbunden sind), heifst es
unter andern: „Hätte die Serbische Nation genug
solche Eiferer, wie Ihr, so wäre unsere Literatur
auf einer andern Stufe, und nicht würden mehre-
re neugeschriebene und übersetzte Werke, von
armen Verfassern, (aus Mangel an Mäcenaten,
statt das Tageslicht zu erblicken) in den Winkeln
sich herumwälzen.“ Rec. hält, zu Folge der Ge-
schichte aller abendländischen Literaturen, die
Verleger für die besten Mäcenaten, und hofft,
dafs bey dem sichtbar zunehmenden Bedürfnifs
geistiger Nahrung, sie unter den Millionen Ser-
biern bald auch erscheinen werden. Bishin also
Ehre und Dank den Mäcenaten, die ihnen immer
und überall vorangegangen.

In der *Vorrede* sagt der Verf., „er sey über-
zeugt, dafs es in seiner Nation Männer genug ge-
be, die zu so einer Arbeit viel tauglicher seyen,
als er; die aber unglücklicherweise sich wenig
darum kümmern. Jedes echten Serben Herz und
Seele ergreife verzweiflungsvoller Unmuth, und
Sechstes Heft.

Scham schlage sein Haupt zur schwarzen Erde nie-
der, wenn er bedenke, dafs bisher vier gelehr-
te Serbier Grammatiken fremder Sprachen ge-
schrieben, und den Serben, die ihre Mutterspra-
che nicht könnten, den Weg zu fremden gebahnt
hätten! — Ihn habe, bey den vorgeähndeten und
dann auch wirklich erfahrenen Schwierigkeiten
nur der Eifer für seine Nation gestärkt; er sey mit
geschlossenen Augen in die Dornhecke hineingefah-
ren, (sollte er auch ganz blutig jenseits hinaus-
kommen), nur damit einmahl ein Weg gebahnt wür-
de. — Man werde in diesem ersten Versuche nicht
jene feinen und tiefen Sprachregeln suchen, wo-
durch *Adelung* bey den Deutschen, und *Dobrow-
sky* bey den Böhmen und allen Slavischen Völkern
sich unsterblichen Ruhm erworben; er habe vor-
erst blofs die serbische Declination und Conjugation
zusammenstellen, und dadurch irgend einen
gelehrten Serbier bewegen wollen, eine bessere
und vollständige Grammatik zu verfassen; es wer-
de ihm leid thun, wenn er, aus Mangel einer an-
dern, diese seine Grammatik verbessert und er-
weitert noch einmahl drucken lassen müfste. Der
erste und Haupttadel werde die Orthographie des
Werks treffen; der Verf. habe viel und lange dar-
über gedacht, und sey am Ende immer auf das
Princip zurückgekommen: Schreib, wie du sprichst;
und lies, wie geschrieben steht. So habe er we-
nigst der Logik genug gethan; jedes andere Ver-
fahren wäre auf noch mehrere (und gerechtere)
Vorwürfe gestossen. Auch müsse man von keinem
Menschen erwarten, dafs er so auf einmahl allen
Serbischen Schriftstellern orthographische Regeln
aufstelle; das sey Sache einer gelehrten Gesell-
schaft, die darüber entscheiden, und durch eine
in ihrem Sinn verfafste Grammatik es der Nation
zu allgemeiner Befolgung kund machen sollte;
jedem werde es lieb seyn, dann wenigst zu wis-
sen, woran er sey mit der Orthographie; sollte er
auch nicht nur das *ѣ*, und das dicke *ѣ*, sondern
sogar das *ѣ* gebrauchen müssen. — Die Declination
und Conjugation sey nach dem Sprachgebrauche
des serbischen Volks abgefafst, das in den Dör-

fern, fern von den Städten, lebe; jeder competente Richter werde ihm diefs bezeugen!“ So weit die Vorrede, die unsere Leser auch in diesen gedrängten Auszuge gewifs für den nicht weniger talentvollen als eifrigen Verf. eingenommen haben wird, wenn sie auch in Hinsicht dessen, was er von einer gelehrten Gesellschaft erwartet, nicht mit ihm einverstanden seyn möchten. Die deutsche Orthographie, wiewohl noch bey weitem nicht genug vereinfacht, sähe unter der Verwaltung einer Corporation sicher noch armseliger aus; und hat die französische Academie, ungeachtet alles zugestandenen und alles usurpirten Einflusses, ihre Orthographie gegen Voltaire's u. a. Neuerungen behaupten können? Die Petersburger hat den Russen die Sache nur noch mehr erschwert, (med z. B. sollen sie *mjod* lesen). Ohnehin arbeitet solche Academie - Gesetze meist ein einzelner Academiker aus, (von dessen Geschicklichkeit also alles abhängt), und die Zunftbrüder sanctioniren sie nur durch ihren Beytritt; wodurch freylich, wenn sie gut sind, ihre Befolgung sehr beschleunigt, aber auch, im Gegentheile, ihre Abschaffung erschwert wird. Nichts ist doch einleuchtender, als das Princip: Schreib wie du sprichst; und hätten die lateinischen Missionäre der teutonischen Völker so deutliche Begriffe von der Buchstabenschrift gehabt, wie der griechische Slaven - Apostel Cyrill, so würden sie für die deutsche Sprache, zu dem ihnen bekannten lat. Alphabete noch soviel *neue* Buchstaben hinzu erfunden haben, als die deutsche Sprache neue unlateinische Laute hatte; und so würden die Deutschen nicht noch itzt an den Folgen dieses ersten Fehlers leiden, und sich und andere scandalisiren. Der h. Cyrill hat das griechische Alphabet für seine slavischen Kirchkinder im IX. Jahrhundert (mittelst Hinzuerfindung einiger neuen Buchstaben) eingerichtet, und die Sprache und Orthographie seines Jahrhunderts lebt in den Kirchenbüchern der Slaven vom griechischen Ritus, von Archangel bis Montenegro, noch fort bis auf diesen Tag, ihr Hausdialekt mag Grofs - oder Kleinrussisch, Pohnisch oder Serbisch seyn. Gerech ist die Ehrfurcht der Serben für diese alte Sprache, die indessen die Russen unehrerbietig genug behandelt haben; man halte nur die Ostroger Bibelaufflage von 1581 gegen die neuern, und die älteren Handschriften gegen den russischen Codex selbst, aus dem die Ostroger abgedruckt worden. Rec. glaubt es aber eben dieser Ehrfurcht angemessen, die Kirchensprache in ihrem heiligen Wirkungskreise zu lassen, und nicht zu entweihen durch Herabziehung zu profanem Gebrauch. Diefs ist *nun* auch die Ansicht der Russen, die *früher* bis auf Peter I. sie eben so entweiheten, wie es

einige Serben noch thun. Vielleicht thun sie diefs aber nicht so viel aus Ehrfurcht, als aus manchen sehr untergeordneten Gründen, z. B., weil auch der deutsche Nachbar nicht schreibt wie ihm, um uns eines Sprichworts zu bedienen, der Schnabel gewachsen ist, und diefs sie glauben macht, dafs es überhaupt so seyn *müsse*; oder weil sie das Altslawische doch einigermaßen grammatisch gelernt haben, darüber Grammatiken und Lexica existiren, die man im Nothfalle befragen kann, was alles von der gemeinen Sprache nicht der Fall ist, (denn die hieher gehörigen Arbeiten der Schokzen, d. i. der römischgläubigen Serbier, werden verächtlich ignorirt). Aber die Vernunft wird auch hier siegen, und der h. Cyrill selbst wird mit Wohlgefallen auf diesen Sieg an der Donau herabsehen, wie er auf jenen an der Moskwa herabsah. Seit jener Zeit schreibt z. B. der Russe *однѣ, оленѣ, конѣ, любилѣ*, während der Altslawe *еденѣ, еленѣ, конѣ, любилѣ* schrieb; beyde aus dem Grunde, weil sie so *sprechen*. So wird auch der Serbe, wenn er in der Muttersprache schreibt, nicht mehr die altslawische Form *знаиѣ* (dreysylbig), sondern *знаиѣ* (zweysylbig, wie er spricht) u. dgl. wählen. Dafür streitet nun mit Recht auch unser Verf.; er geht mit Herrn Merkajlo noch weiter, und meint, da die Serbier schon seit Jahrhunderten das cyrillische Alphabet mit einem neuen Buchstaben (*ѣ* für *мѣ*) vermehrt hätten, so käme es nur darauf an, es mit noch dreym (statt den bisherigen *ѣ, љ, њ*) zu vermehren, (und *ѣ* für *ј* gelten zu lassen) um ein ganz vollständiges Alphabet, von 29 einfachen Zeichen für eben so viele einfache serbische Laute zu erhalten. Ohne Zweifel haben diese Herren Recht, und sie sollen sich je eher je lieber an die Erfindung dieser drey einfachen Buchstaben machen. Vuks Vorschlag, dem *ѣ, љ, њ* hinten ein etwas verändertes, umgekehrtes *ѣ* anzuhängen, taugt nicht, er fühlt es selbst, weil es uns kein einfaches Zeichen gibt. Bis also diese drey Zeichen erfunden sind, kann man sich, ohne wieder in den ganzen übrigen Schlendrian zurückzusinken, noch sehr wohl mit dem mouillirenden (erweichenden) *ѣ* behelfen; selbst das unförmliche *ѣ* für *мѣ* und *њѣ* könnte derweil in die Rüstkammer abtreten, bis es in der Gesellschaft der drey übrigen, verschönert (der Vorstrich sollte, wie ihn schon Breilkopf geschnitten, tiefer ansagen, etwa wie der vom *k*, und der Querstrich in der obern Linie, wie im lat. *t*, und nicht wie bisher, angebracht werden) wieder erscheinen kann. So wäre auch dem *ѣ*, was dem Griechen nie wie der Consonant *j* lautete, das in der Figur so nahe kommende lat. *j* zu substituiren, wie es die Serbier in der Handschrift bereits thun.

Ein *j* aber ist schlechterdings nöthig, auch den Russen, die sich bisher mit teutonischem Schlendrian behelfen); der Serbe kann sein *josht* (einsylbig) nicht cyrillisch niederschreiben, und der Russe nicht sein *mjud*, wie er in seiner Mundart statt *med* spricht. Dann würden die Serbier die einzige Nation seyn, die eine vernünftige Orthographie hätten, die eben deswegen so einfach wäre, daß jeder Bauer, der das ABC in 24 Stunden gelernt hätte, damit zugleich auf sein ganzes Leben so orthographisch schreiben könnte, wie nur immer der größte Adelung. Und eben dieß ist ja das Ideal, oder besser zu sagen, das Alpha und Omega der Buchstabenschrift, d. h. die göttliche Erfindung der Buchstabenschrift mußte dieß gleich *anfangs* beabsichtigen, und soll auch *am Ende*, auf dem Gipfel ihrer Vollendung, nichts weiter leisten. — So viel über die Orthographie des Vf. und seiner Freunde, denen, ungeachtet aller Hindernisse von Seite des alten Schlendrians, am Ende doch der Sieg werden muß. Nicht ohne Lachen las Rec., wie die Dick-Jerristen, Tökölji's Orthographie ohne *b*, dadurch zu schlagen glaubten, daß sie sie — ein Kind ohne Hörner nannten (S. 3). Mit mehr Wahrheit erwidern die populären Orthographen, daß das *b*, das *m*, u. m. a. Buchstaben des cyrillischen Alphabets für den Serben *fünfte* Räder am Wagen sind. Mächtig würde dazu beytragen, ein in diesem sprachgetreuen Sinne abgefaßtes Lexicon des serbischen Dialects, wozu von fleißigern oder glücklichern Schokzen so viel Materialien aufgehäuft sind, die ein Vuk nur zu schichten (und für ausländische Forscher mit deutscher Erklärung zu versehen) brauchte. Wir wünschen, und zweifeln auch keineswegs, daß die Grammatik eine zweyte vermehrte Auflage erleben werde; Hr. Vuk besitzt die erste und Haupteigenschaft eines Grammatikers, *Treue*; er erstattet, wie ein Abgesandter, genauen Bericht, wie die Sprache *ist*, unbekümmert, ob sie etwa anders seyn könnte oder sollte. Ueberdieß empfiehlt sich dieser erste Versuch nicht nur durch die logische Präcision des Rasonnements, sondern auch durch einen energischen Styl; so bescheiden der Verf. von sich selbst spricht, so kräftig vertheidigt er überall die Rechte des reinen Serbismus gegen Verunstaltungen städtischer oder slovenisirender, oder sonst aus welchem Grunde oder Ungrunde immer solöcisirender Schriftsteller (vergl. S. 23, 26, 29, 31, 32, 43, 60, 63, 70, 87, 98). — Rec. erlaubt sich zum Schluß einige Bemerkungen, die der Verf. vielleicht bey der zweyten Auflage berücksichtigen kann.

1) Vor allem versteht es sich, daß er indessen nicht nur Dobrowsky's böhmische Sprachlehre, als die tiefdurchdachte, die bisher über

irgend einen der slavischen Dialecte erschienen, sondern auch dessen Slavin, so wie seinen Entwurf zu einem Etymologikon aller slavischen Sprachen, die beyden Lieferungen der Slovanka, und wenn mittlerweile seine altslavische Sprachlehre erscheint, auch diese zu wiederholten Mahlen durchstudirt haben wird.

2) Nebst *Adelung*, wird er für die Philosophie der Sprache auch *Vaters* allgemeine Sprachlehre durchstudirt haben.

3) Der gelehrte Muschitzki wird wohl *ъ* statt *шъ* nur in den Wörtern gebrauchen, wo in der Analyse nicht, wie bey *шнъ, хонъ* ein *t* sich als Wurzel zeigt, sondern ein *к*, was durch die Erweichung in *ч* übergegangen, z. B. *печъ* von *пекъ*. So schrieb sich auch der Mäcen eines in Venedig 1561 gedruckten Psalters *Božidar Vukovič*, d. i. *Vukovits*, wo die Bildungssylbe *—ik* oder *ič*, aber nicht *it* seyn kann. Indessen ist es, um den so erbärmlichen Mißbrauch der Orthographie ein für allemahl abzuschneiden, Zeit, den Grundsatz gelten zu machen: daß die Buchstabenschrift nur da ist, um das Gesprochene treu darzustellen; ob so recht gesprochen ist, geht den Schreiber nichts an. Deswegen gehen ihn auch etymologische Feinheiten nichts an; was gleich *laudet*, kann und soll er auch gleich *schreiben*.

4) S. 10. sagt Hr. Verf., daß in keinem serbischen Worte ein *f* vorkomme, sondern statt dessen, selbst in fremden Wörtern immer *v*. Ergibt kein Beyspiel, was ihm doch so leicht gewesen wäre. Diesen Mangel an Beyspielen hat Rec. auch an manchen andern Stellen beklagt. Was wird der Verf. also zu *Falim* (in andern Dialecten *hvalim*, ich lobe) sagen, wo der Serbe sogar ein echt-slavisches Wort effisirt hat?

5) Der harte Laut des deutschen *ch*, den indessen der Neugrieche und der Florentiner, ebenso wie alle andere slavischen Dialecte, auch hat, verhaucht im serbischen Munde zu einem bloßen deutschen *h*, oder gar nur zu einem französischen lauten *h*; auch übergeht er in *v*, in *k*, in *g*, wie aus den Beyspielen erhellt, die Hr. Vuk hier weniger gespart hat. Dieser Abscheu vor dem *ch* erklärt auch das End-*e* der Adjective im Genitive des Plurals; und zwar am deutlichsten durch folgende Gradation: der Winde in Westungern verwandelt in solchen Fällen das *h* in *j*; und wenn der Serbe nach *i* ein *j* sprechen soll, so hängt er noch ein *e* hinten an, z. B. für *Melentij* sagt er *Melentije*; also auch *pitomije* statt *pitomij*, und dieß selbst statt *pitomih*.

6) Was S. 11, nach *Milovanov* über Accente gesagt wird, deren 4 angenommen werden, dürfte den neuesten Untersuchungen über die Metrik der Alten vielleicht überraschende Beyspiele an

die Hand geben. Hat doch schon Michaelis in dieser Hinsicht aufs Ungrische hingewiesen. Rec. ist leider zu wenig Musikkenner, um darüber stimmfähig zu seyn.

7) Wir wollen für itzt den Verf. darüber nicht chicaniren, daß er bey Herzählung der 8 Redetheile, und ihrer Accidencien dem Gange und Zuschnitt der, den griechischen Grammatiken des 14. Jahrhunderts nachgeahmten, terminologie- und eintheilungsreichen altslavischen Grammatik von Smotriski gefolgt ist. In der zweyten Auflage wird er diefs nach Adelung und Vater verbessern können.

8) Man kann eigentlich nicht sagen, daß z. B. S. 18. *Kotao, vo, uzao, soko* u. dgl. Wörter, nur das altslavische *l in o* verwandelt haben; denn dort heißen sie, wie noch jetzt im Windischen, *Kotel, vol, uzal, sokol*. Von einem Verf. wie Hr. *Vuk*, darf man mehr Bestimmtheit fordern.

9) Dual hat die Serbische Mundart keinen mehr, meint der Verf., außer *roku, nogu* (der Hände, Füße). Aber was ist S. 28 *Gospodara* anders als der Dual? Alle Dialecte haben noch viele Reste des Duals, der aber bis auf diese Stunde in seiner ganzen Ausdehnung nur im Krainischen (und Windischen) noch üblich ist.

10) *Casus* hat der Serbe nicht mehr als 6, im Plural gar nur 5, oder vielmehr, da der Vocativ wie der Nominativ ist, nur 4, während andere Dialecte noch 7 haben, wie im Altslavischen. Der Local ist immer wie der Dativ (im Krainischen und Russischen ist dafür der Vocativ immer dem Nominativ gleich). Noch strenger genommen, könnte man, da der männliche Singular-Accusativ immer entweder dem Nominativ oder dem Genitiv gleich ist, für dieses Genus auch im Singular nur das gelten lassen. Aber für den practischen Nutzen und für den Sprachvergleich wäre es besser, bey den Declinationsmustern überall 7 Casus anzusetzen; die Sprachlogik wäre einerseits durch eine Anmerkung befriedigt, und andererseits der vergleichende Ueberblick nicht wenig erleichtert. Uebrigens gesteht es Rec. geradezu, daß ihm die Casus, wie Hrn. *Vuk*, nur Declinationsendigungen, nicht aber logische Verhältnissfälle sind. So ist ihm auch das Genus nicht das physische Geschlecht (*sexus*), sondern Gattung, Art, Classe. Schon das deutsche *Weib*, was doch vor allen andern weiblich seyn sollte, und es doch nicht ist, hätte darauf aufmerksam machen sollen.

11) Aus dem nähmlichen Grunde, zum leichtern Ueberblick, wünscht Rec. bey der 2ten Auflage auch mehr Declinationsmuster statt der nur in Noten bemerkten Ausnahmen. Das Princip wäre: jede Verschiedenheit, die nicht isolirt in der Sprache dasteht, hätte sie auch nur eine Gefährtinn (*σύζυγος*), wie z. B. *mati* (Mutter) nur *hći* (Toch-

ter) hat, verdient als Muster einen Platz. In der Sprachlogik gibt es ja nur *eine* Declination; folglich ist die Einfachheit auf jeden Fall, auch bey nur 4 Declinationsmustern schon verloren. Man kann und soll übrigens die ähnlichen Muster zusammenstellen.

12) Der heutige Serbe liebt das Augment *ov* und *ev* bey ein- und zweysylbigen Wörtern: *golubovi, noževi*. Interessant ist die Anmerkung, daß aber in Volksliedern die einfachere Form, (die in Krain Regel ist) eben so oft vorkommt, und nach des Verf. Meinung sehr schön klingt. (Auch *ovi* klingt schön, besonders wenn es, wie im Krainischen, lang lautet, *bogóvi*, nicht wie im Serbischen kurz *bógovi*). In solchen Fällen citirt der Hr. Vf. Stellen aus Volksliedern, zweckmäfsig und angenehm. Diefs thut aber auch der Schokaz *Dellabella*, auch *Jambressich* und *Belostenetz*; ein Beweis, wie liedervoll jeder Serbe ist, wie schon *Hacquet* bemerkt hat.

13) S. 28 ist *drveche* eigentlich so zu fassen: *drveta* (Krainisch, gleichfalls mit dem Augment *drve:a*) ist der Plural von *drvo*; *drveche* aber ist das Collectivum, und ein eigenes Wort für sich (lateinisch etwa *Arboretum*). Das Nähmliche gilt von *djeca, bracha, gospoda, ždrebad, pelad, telad, jagnjad, jarad, prasad, momčad, mačad* und allen dgl. Collectivis, die der Serbe so gerne statt des Plurals der einzelnen Wörter gebraucht. Diefs wird der Verf., wenn er indessen die *Bildungslehre* im *Dobrowsky* studiert hat, selbst gefunden haben.

14) So wird er auch gefunden haben, daß die doppelte (übrigens in der Syntax nicht gleichgiltige) Form des männlichen Beyworts ein Ueberbleibsel ist aus ältern Zeiten, da wie noch heute im Böhmischen und Russischen, das Beywort durch alle drey Geschlechter diese doppelte Form hatte. Die kürzere ist dem prädicirten, die längere dem concrecirten Beywort eigen.

15) So wird auch in der Bildung des Comparativs auf einmahl alles hell, wenn man bedenkt, das *ji* oder *ši* die Bildungssylbe ist; alle Verwandlung der Consonanten vor *ji* oder *ši* geschieht nach allgemeinen, durch die ganze Sprache durchgehenden Wohlklangsgesetzen; sogar z. B. das epenthetische *l* in *tuplji*. S. 37 läßt der redliche Verf. dem Sprachgebrauche sogar gegen sich selbst Recht widerfahren: *nizži* ist, wie er aufrichtig gesteht, nicht üblich; *sollte* es aber, nach seiner Meinung, seyn. Aber wir können ihm, gewiß zu seiner Freude, sagen, daß auch hier, wie immer, das Volk Recht hat: *nizji* ist, nach allgemeinem Wohlklangsgesetze, statt *nizži* wie *visi* statt *visji*. Eine Warnung selbst für bescheidene Grammatiker! Bey jeder Entfernung vom Volke, das unbe-

wufst den oft tiefversteckten Sprachgesetzen folgt, laufen sie Gefahr zu irren. Die Anmerkung S. 28 über den Gebrauch der Zahlwörter ist eigentlich syntaktisch, und wird bey der 2ten Auflage erst in der Syntax vorkommen. *Dvojca* ist wieder ein Substantivum für sich, wie oben *bracha, gospoda* u. s. w.

17) Vortheilhaft zeichnet sich S. 47 die Eintheilung der Zeitwörter nach der Bedeutung in *perfective, imperfective* und *frequentative* aus. Aber taub sind die meisten übrigen, z. B. die, der Gattung (*vox*) nach, in *thätige, leidende, mittlere* und *zurückkehrende*. Das Slavische Verbum hat keine *vox passiva*, keinen Coniunctiv u. s. w.

18) Richtig ist S. 51 die Anmerkung über das daurende und vorübergehende Präsens, und S. 52 über das Imperfectum; deßwegen war die so eben bewährte Eintheilung nöthig und fruchtbar.

19) Weniger richtig ist S. 53 die Behauptung, daß das serbische Verbum auch ein Genus habe; *pisao, pisala, pisalo* ist ja Participium, und nicht Verbum. Nur der Altslave und der Krainer hat ein Genus auch am Verbo, indem er z. B. von zwey Männern sagt *jesta* (sie sind), von zwey Frauen aber *jestje*, u. s. w.

20) Den Verf. wird es vielleicht freuen, zu hören, daß die alten Grammatiker der Griechen und Römer statt Coniugation auch nur Declination sagten: *κλίσις* vom Nomen wie vom Verbo; Coniugationen (*συζυγίαι*) hießsen die Declinationsmuster für die Verba.

21) Der immer denkende Verf. bemerkt S. 54, mit einer Art Erstaunens, daß kein anderes Verbum im Slavischen ein Participium futuri habe, als das einzige *Seyn*. Das Wahre ist, daß *budem* schon für sich, *ich werde seyn* bedeutet; folglich ist *budushti* auch kein Participium futuri, sondern Präsens. *Jesam* und *budem* sind zwey verschiedene Wortstämme, wie *bin, war, werde, seyn* im Deutschen, oder *sum, fui, ero* im Lateinischen u. s. w.

22) Bey der 2ten Auflage, wird der Verf. hoffentlich auch noch die Pronomina bey den Declinationen der Zeitwörter abstreifen; wozu ja *jesam*, wenn *jesam* allein eben so gebräuchlich ist? der Deutsche und die meisten neuen teutonisch-lateinischen Sprachen müssen die Pronomina dazusetzen, weil ihre Coniugation sonst zu zweydeutig wäre, (z. B. *sind, ohne wir oder sie*); dieß braucht aber der Slave eben so wenig als der Grieche, Lateiner oder selbst der Italiäner. Das slavische *Volk* sagt nicht *ja jesam*, aufser wo der Sinn das Pronomen fordert; so wenig wie dem Lateiner *sum* und *ego sum* gleich bedeutet.

23) Interessant ist S. 61 das *dela* und *dete*, wo-

mit der Serbe zum Wollen antreibt, so wie er durch sein *nemoj, nemojte* abmahnt. Erstere zwey scheinen von *deti* (d. i. das deutsche *thun*), wovon *dela* nur eine andere Form ist, herzukommen; letzteres aus dem Satze *ne moj* (*nicht doch, mein Lieber*) verzeitwortet zu seyn. Ist doch auch aus der Interjection *na* (du hast's), was auch dem Neugriechen eben das bedeutet, der Plural des Imperativs *nate* (da habt ihr's) geworden. So *nu, nujte*, und beynahe beweisend *jeli* (ist's nicht so?), *jelite*, woher auch, wenn wir nicht irren, das von Adelnur zweifelnd erklärte deutsche *Gelt!* ein neues Licht erhält.

24) Da das Participium Präsens sich immer nach der 3. Person des Plurals richtet (S. 73), so hat der Verf. S. 63 ganz Recht, *ochechi* und *ochevši* anzunehmen; wiewohl er übrigens wieder Lob verdient, daß er redlich gesteht, dieß Verbum nie im Participium gehört zu haben.

25) Sehr interessant endlich ist S. 105 u. 106 der Anhang über die Unterabtheilung des serbischen Dialects (der in allem von etwa 5—6 Millionen gesprochen wird): a) *Herzegovinisch* in der Herzegowina, in Bosnien (sowohl von Christen als Mohammedanern), Montenegro, Dalmatien, Kroatien, und in Serbien oberhalb bis zur Matschwa, Waljewo und Karanowaz. b) *Sirmisch* in Sirmien, in der Batschka, im Banat, und in Serbien an der Save und Donau. c) Slavonisch bey den römisch-katholischen Serben in Slavonien, Kroatien und Dalmatien. Der Hauptunterschied ist im Gebrauche des 3ten Genus, d. i. *je*, wofür die zweyten bloß *e*, und die dritten bloß *i* sprechen, *vjera, vera, vira*. — Hätte Hr. Vuk uns doch auch etwas über den Bulgarischen Dialect gesagt, den man bisher für serbisch hält; von dem aber Rec. erstens bestimmt weiß, daß er, wie der Wlache und Albaner, einen Artikel gebraucht, und zwar ihn dem Substantive hinten anhängt; ob er sonst etwa in der Bedeutung der Wörter, oder in der Betonung, oder endlich gar in der Declination vom Serbischen abweicht, wie z. B. der diesem übrigens so nahe Krainische, ist bisher völlig unbekannt. Und doch wäre es nicht nur linguistisch, sondern auch historisch wichtig, dieß bestimmt zu wissen. In Bulgarien erscheinen, wie in Krain, die Slaven an 200 Jahre früher, als in dem übrigen Illyricum! Kyrill soll die Bibel für Bulgaren übersetzt haben! —

Möge der Verf. aus diesen Bemerkungen auf das Interesse schließen, das uns seine Arbeit einflößt! Möge er, da er zuerst mit einem, der edlen Entschlossenheit so würdigen Erfolge, in die Dornhecke gedrungen, nun auch vollends die Bahn ebnen (da ja *Merkajto* verstummt ist). Möge er zugleich an ein Sprach-Inventarium sich ma-

chen, wozu in den Lexicis der Schokzen *Micalia*, *Dellabella*, *Voltiggi*, *Stulli*, ferner in *Habdlich*, *Jambresich* und *Belostenez*, und sogar in *P. Marcus* und *Gutsmann*, ja auch in altslavischen und russischen, und sogar in pohnischen und böhmischen Wörterbüchern, so viel Vorrath aufgehäuft ist, den er ganz der treue und verständige Mann wäre zu sichten und zweckmäsig zu benutzen! Gerne erbietet sich Rec., im Erforderungsfalle einen Verleger nicht nur zu suchen, sondern auch zu finden.

K.

Schöne Wissenschaften.

Sir Tristrem; a metrical Romance of the thirteenth century; by Thomas of Erceuldoune, called the Rhymer. Edited from the Auchinleck MS. by Walter Scott, Esq.

Now, hold your mouth, pour charitie,
Both, knight and Lady fre,
And herkneith to my spell;
Of bataille and of chivalry,
Of Ladies' love and druerte,
Anon I wol you tel. — Chaucer.

The second Edition. Edinburgh: printed, for Archibald Constable and Co.; and Longman, Hurst, Rees, and Orme, Paternoster - Row, London. CXXIV and 385 p.

Von diesem für Deutschland so äusserst wichtigen Gedicht war im Jahre 1808 vielleicht nur ein einziges Stück des Drucks nach Deutschland gekommen, dessen Anzeige, von uns zwar sehr verspätet, aber für seine Wichtigkeit doch nie zu spät, wir hier folgen lassen.

Das Gedicht von Sir Tristrem (im Deutschen Herr Tristan) ward von Thomas von Erceuldoune genannt der Reimer (in edler Bedeutung, als: der Dichter), der im 13ten Jahrhundert blühte, verfertigt. Die einzigbekannte Handschrift ist in einer grossen und köstlichen Sammlung von Gedichten enthalten, die zur Büchersammlung der Anwalts Gesammtheit (faculty of Advocates) gehört und von dem Schenker, Auchinleck Handschrift genannt wird. Hier wird ein fehlerfreyer Abdruck dieses alten und merkwürdigen Gedichts gegeben, in der Einleitung aber zuförderst gehandelt: 1) von dem Verfasser Thomas v. Erceuldoune. 2) von der Geschichte des Gedichts vom Tristrem. 3) Bemerkungen über die hier bekannt gemachte Abschrift.

1) Thomas von Erceuldoune leitet seinen Ortsnamen von dem Dorfe Erceuldoune, in der Grafschaft Berwick, her, gelegen an dem Flusse Leader, ungefähr 2 Meilen von seinem Zusammenflusse mit der Tweed. In einem Thurme an dem

westlichen Ende dieses Dorfes, dessen Ueberbleibsel man noch nach dem Verlauf von 7 Jahrhunderten sieht, wohnte Thomas von Erceuldoune, der älteste schottische Dichter. Alle späteren Schriftsteller haben behauptet, dass er den Geschlechtnahmen Learmont trug und mit ihnen stimmt die Sage überein. Alterthumsforscher haben dagegen, durch Beweise unterstützt behauptet, dass er keine andere Benennung haben konnte, als die von seinem Orte Erceuldoune und den Beynahmen: der Reimer, von seinem dichterischen Ruhme; doch kann er der Gatte einer aus dem Hause von Learmont gewesen seyn, wodurch der Irrthum veranlasst ward. Urkunden von denen eine weiter unten mitgetheilt wird, dienen zum Beweise.

Ueber seine Geburt, sein Leben, seinen Tod herrscht keine geschichtliche Gewissheit, aber es lassen sich aus urkundlichen Nachrichten Folgerungen machen, dass er um 1219 geboren ward, um 1250 ungefähr den Sir Tristrem dichtete und zwischen 1286 — 1299, wahrscheinlich nach 1296, starb, also nahe an 80 Jahr alt ward. Ausser der dichterischen Kunst wohnte ihm, nach der Sage, die auch in die Geschichte überging, auch ein wahrsagender Geist bey, von dem sich in Forduni Scoti Chronicon Lib. X. c. 43 ein Beyspiel erhalten hat. Wenn auch über seinen Stand nichts Gewisses ausgemacht werden kann, so ist nicht zu läugnen, dass er von einem beträchtlichen Range war und dass er sich des Umgangs der Grossen und Reichen seiner Zeit erfreute. Vergleicht man, nach der Annahme der Engländer, die Zeit seines Lebens und das Jahr in dem er wahrscheinlich dichtete, mit dem Leben des Gottfried von Strafsburg, dem Dichter des deutschen Tristan, der sich auf einen Thomas von Britannien, als auf sein Vorbild, bezieht, so treten uns grosse Dunkelheiten entgegen, die erst die Folgezeit lösen muss; denn Gottfried v. St. starb schon, allen Anzeigen nach um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Wir tragen aber gar kein Bedenken, in die Berechnung der Engländer grosse Zweifel zu setzen, die auf die Sage, dass Thomas den Tod des Königs Alexander III. von Schottland (starb 1286) vorhervorkündet haben soll, viel zu viel Gewicht legen. Die Engländer machen diese Berechnung. „Thomas war Zeuge in einer Urkunde ausgestellt von Petrus von Haga von Bemersyde, die unglücklicherweise ohne Jahreszahl ist, aber P. von Haga war selbst ein Zeuge in einer andern Urkunde, welche Richard von Moreville, Constabel von Schottland, ausstellte. M. war Constabel von 1162 — 1189. Nimmt man an, dass die Urkunde in dem letzten Jahre von Morevilles' Constabelamt gegeben worden ist, d. i. 1189, so musste von Haga gewiss 20 Jahr alt seyn, um einen

Zeugen abgeben zu können. Setzen wir, dafs Haga ein Alter von 70 Jahren erreichte, und die Urkunde, bey welcher der Reimer Zeuge war, ward in dem letztem Jahre seines Lebens ausgestellt, so mufs sie in das Jahr 1239 fallen. Annehmend, dafs er, als er einen Zeugen für diese Urkunde abgab, 20 Jahr alt war, so kann man seine Geburt im Jahre 1219 annehmen. Thomas der R. war *gewifs* (?) am Leben und in dem grössten Glanze seines Wahrsage-Rufs bey dem Tode Alexander des dritten. Wir sehen, wie der Verfasser sich müht, ihn bis zum Jahre 1286 und noch weiter zu bringen, indem er, gegen alle Wahrscheinlichkeit, immer die ersten und letzten Gränzen annimmt, in welche er die Ausstellung der Urkunde setzt, um dem Thomas eine recht späte Geburt zu geben. Ueber die Urkunde des Thomas von Ercehdoune des jüng. herrscht keine Ungewissheit, aber wir möchten annehmen, dafs er erst lange nach dem Tode seines Vaters, kurz vor seinem Hintritt, wie dies zur Versöhnung der Sünden so gewöhnlich war, den geistlichen genannten Herren seine Güter vermachte. Doch, uns kömmt es wohl nicht zu, die Dunkelheiten lösen zu wollen.

Aufser dem Gedichte vom Tristan kann ihm nichts mit Gewissheit beygelegt werden, aber manches andere besonders mehrere Vorherverkündigungen werden ihm zugeschrieben, wovon einiges sich in den *Minstrethy of Scottish Border*, Theil II, findet.

2. Die Geschichte des Tristrem ward nicht von Thomas erfunden; zu einem weit höheren Alterthume steigt dies Gedicht und ist, kann man den Behauptungen der Walliser Glauben beymessen, auf wahrer Geschichte gebaut. Die Barden brachten *diese* Nachrichten auf uns: *Tristan* (das ist der Heftige), der Sohn des *Tallioz*, war ein Häuptling, der in dem 6ten Jahrhundert blühte. In der geschichtlichen Dreyheit wird er mit *Greidiol* und *Gwgon*, als die drey Herolde Britanniens, zusammengestellt, ausgezeichnet in allen Kenntnissen des Krieges. *Tristan*, mit *Gwair* und *Cai*, werden genannt: die drey gekrönten Fürsten Britanniens, mit *Coll* und *Pryderi* bildet er die Dreyheit der drey mächtigsten Sauhüter; mit *Gwair* und *Ciddilig*, die der drey standhaften Häuptlinge die niemand von ihrem Vornehmen abbringen konnte; mit *Caswallon* (*Cassivellaunus*), wohl der Kaveln unsers *Tristan* (S. 218), dem Sohn des *Bey*, und *Cynon*, dem Sohn des *Olydno*, die der drey getreuen Liebenden. Das letzte Beywort erwarb er durch seine Leidenschaft für *Essylt* (*Ysonde*, *Isote*, *Isalde*), die Gemahlinn des *Mark Meirzion*, seines Oheims. Er war ein Zeitgenosse des *Arthur*. Nach einigen Beleidigungen

zog er sich von dem Hofe dieses Fürsten zurück und *Gwalzmai* mit der goldenen Zunge (der *Gawain* des Gedichts) ward ausgesendet, seine Rückkehr zu bewirken. So lauten alterthümliche Nachrichten aus *Wallis*.

Uebereinstimmend wird *Tristrem*, als aus *Cornwall* gebürtig, angenommen, und in *Wales*, *Irland* und *Britannien*, alle durch den Celtischen Stamm bewohnt, ist der Schauplatz der Geschichte gelegt. Ueberdies sind alle Nahmen der Handelnden in diesem Gedicht von ächtem Britanischem Ursprung, als: *Morgan*, *Roland Riis*, *Urgan* (*Urien*), *Brengwain*, *Ganhardin*, *Beliagog*, *Mark*, *Tristrem* and *Isounde* (*Ysunde* oder *Ysselt*). Die wenigen Nahmen, die normännischen Ursprunges sind, gehören Personen von geringerer Wichtigkeit, deren eigenthümliche Britannische Nahmen dem *Thomas* unbekannt waren und denen er Nahmen, der Normännisch-Englischen Sprachweise, in der er dichtete, eigen, gab. Solche sind: *Gouvernail*, *Blauncheffour*, *Triamour* and *Florentin*. Ob *Tristrem* wirklich ein Zeitgenosse *Arthur's* war, oder ob diese Ehre ihm beygelegt ward, rücksichtlich seines hohen Ansehens und seiner merkwürdigen Abentheuer, möchte jetzt schwer seyn zu entscheiden. Wallisische Behauptungen versichern das erste; aber diese Geschichte des *Thomas* von *E.* und die alten Gedichte davon in der romanischen Sprache, geben dieser Behauptung keinen Halt. Wie der Verfasser *S. XXIV* sagen kann, das *Geoffrey of Monmouth* im neunten Jahrhundert die Thaten des *Arthur* und seiner Ritterschaft gesammelt, ist uns unbegreiflich.

Thomas, selbst gewifs sächsischen Ursprunges, schrieb in der *Inglis* oder *Englischen* Sprache; dennoch war die Geschichte, die er zu erheben bemüht war, die eines Britannischen Häuptlings. Eine Folge der Verbreitung britanischer Erzählungen unter den *Angel-Normännischen* Dichtern war, dafs alle die Theile *Frankreichs*, in denen die romanische Sprache das Uebergewicht hatte, eine frühe und ausgebreitete Bekanntschaft mit der vorgeblichen Geschichte des *Arthur* und der andern wallisischen Helden erhielt. Die südlichen *Gaue*, in denen die Sprache von *Languedoc* das Uebergewicht hatte, war der Sitz der *Provenzalischen* Dichtkunst, und es scheint wahrscheinlich, dafs, in einem frühern Zeitraum, die *Trubadurs* mehr willkommen am *französischen* Hofe waren, als die normännischen *Minstrels*, die ihren Sitz in den *Landen* der *englischen* Fürsten hatten und deren *Harfen* zum *Lobe* der alten britanischen Helden ertönten. Späterhin, als die Könige von *Frankreich* die *Normandie* eroberten, änderten sie klüglich den Vorwurf ihrer Gesänge, priesen *Karl den Grossen* mit seinen *Paladinen*.

Unter den Geschichten, die nach Frankreich aus Britannien kamen, und die eine frühe und ausgebreitete Beliebtheit erhielten, wird die Geschichte des Tristrem bald ausgezeichnet. Christian von Trôyes, der mehrere Gedichte schrieb, soll auch eines dieses Inhalts geschrieben haben, das er Philipp, Graf von Flandern, zueignete. Dieser Nachricht des Engländers widerspricht aber die Kenntniß der französischen Handschriften (S. Roquefort Glossaire II.), da dem Christian kein solches Gedicht, sondern vielmehr dem Luce, Chevalier et Sire du Chastel, du Gat beygelegt wird. Offenbare Verwirrungen treten hier hervor. Nach französischen Nachrichten ist hierunter das Gedicht vom heiligen Graal, angeblich von Ch. v. Tr. gemeint, in dem, durch nachlässige französische Berichterstatter, auch Tristan, daher wohl Scott's Irthum, als handelnd auftreten soll. Das Daseyn eines solchen Gedichts ist in den Erzählungen, Dichtungen u. s. w. von Büsching Bd. I. S. 368. widerlegt worden.

Aus andern Anzeigen geht aber hervor, daß die Geschichte Tristrem's schon in den letzten 30 Jahren vor der wahrscheinlichen Dichtung durch Thomas v. E. in Frankreich bekannt war, und zu entscheiden wäre es daher: übersetzte T. dies Gedicht nach einem, das in Romanischer Sprache umherging; oder, unterrichtete er sich aus ursprünglichen Britannischen Sagen, aus welchen diese Geschichte auch zu französischen Sängern übergegangen war? Zur letzten Meinung bekennt sich der Herausgeber Walter Scott und seine Gründe, wenn auch der Zahl nach klein, sind nicht ungewichtig.

Beyläufig finden wir hier eine wichtige Nachricht, daß Raoul von Beauvais, der um 1257 blühte, und dem Roquefort nur Chansons beylegt, ein großes Gedicht von Perceval (Parzifal) hinterließ, das sich in der Büchersammlung von Foucault befindet. Dieser Parzifal soll, nach einer Anmerkung, ganz von dem Werke Christian's von T. abweichen und führt uns wohl der Urschrift des Eschenbach näher. Die daraus angeführten Reime, in deren erster Zeile es wohl d' Erec für d' Enee heißen muß (Erec und Enite), scheinen uns doch nicht anzudeuten, wie der Verf. uns überzeugen will, daß Raoul auch einen Tristan dichtete. — Wichtig ist die Nachricht in dem französischen Bruchstücke des Tristan, das angeführt wird:

Ici diverse la matyere
Entre ceus qui solent cunter,
E de le cunte Tristran parler.
Il en cuntent diversement.

Späterhin heißt es: *Thomas*, ico, granter ne volt, Et si volt, par raison, mustrer Qu'ico ne put pas estéer. Also auch hier wird auf Verschiedenheit der Sänger gedeutet, und dieses Erwägen des Richtigen und Falschen entspricht den Reimen im Tristan des Gottfried von Straßburg V. 8501.

Weiz got, hie spellet sich der leich
Und lispet diz mere.

Außer Sir Tristrem gibt es noch zwey schottische Gedichte, die sicher weit vor Schluß des 13. Jahrhunderts gedichtet wurden, deren Namen der Verfasser angibt: Gawen und Gologras und Galoran von Galoway. Außerdem kann vielleicht noch die Geschichte von Sir Edgar und Sir Grime dazu gefügt werden, wovon indessen nur eine erneuerte Abschrift vorhanden ist. Die bloßen Ueberschriften erlauben uns nicht, zu bestimmen, mit welchen deutschen Gedichten etwa diese Werke zusammenhangen, desto wichtiger ist dagegen für uns die Erwähnung des Gedichts von Horn-child, Horn-Kind, das aus Ritson's Sammlung und einem Auszug im Museum für Altdeutsche Liter. II. bekannt ist. Aus einer französischen Uebersetzung dieses Gedichts, das sich in England befindet, geht der Name des englischen Dichters hervor, der Thomas heißt, wodurch viel Wahrscheinlichkeit für T. von Erceldoune entsteht. Uns ist Horn-Kind wichtig, da er einen so merkwürdigen Zusammenhang mit dem Französischen und unserem Pontus und Sidonia hat. Alles dieß ist indessen nur als Andeutung zu fernern Untersuchungen anzusehen.

Die Geschichte des Tristan ward besonders in Frankreich ungemein beliebt. In des Königs-Bibliothek befindet sich eine große Handschrift, in Folio, benannt: le Romanz de Tristran, welche die Begebenheiten unsers Helden in langer ungebundener Rede erzählt. Hier kömmt der Verf. auch auf das Gedicht des Luce du Gat, von dem wir schon oben sprachen, und dener ganz in das Reich der Erfindungen, mit seinem Schloß Gat und seiner lateinischen Urschrift, wonach er übersetzt haben will, versetzt. Die lateinischen Urschriften der Gedichte des Mittelalters, die gar viele und auch manche unter uns, beweisen wollen, und wenn auch sie dieselben nicht beweisen können, doch annehmen, sind gewifs in der Regel, ein Hirngespinnst; denn, sagt der Verf., und wohl mit Recht: wer sollte sie während des 13. Jahrhunderts geschrieben haben? Wir können unsere, der Meinung des Verf. entsprechende Ansicht, nur andeuten, deren Ausführung uns hier zu weit ableiten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 47.

Dienstag den 13. Juni.

1815.

Schöne Wissenschaften.

Sir Tristrem; a metrical Romance of the thirteenth century; by Thomas of Erceuldoune, called the Rhymer. Edited from the Auchinleck MS. by Walter Scott, Esq. — The second Edition. Edinburgh. — CXXIV and 385 p.

(Fortsetzung.)

Leider finden wir hier auch beyläufig den Dichter Desrains erwähnt, der das Gedicht vom heiligen Graal gemacht haben soll, dessen Daseyn hoffentlich schon für uns in den Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtspielen und Schwänken des Mittelalters Bd. I. S. 417. vernichtet seyn wird.

3. Bemerkungen über die Abschrift, die hier gedruckt worden. Der Verf. setzt die Handschrift um 1330 und nimmt an, ein Sänger habe das Gedicht von Thomas gehört, es gelernt und er, oder ein anderer, der es von ihm hörte, schrieb es nieder: so deutet er die erste Strophe:

I was at Erceuldoune,
With Tomas spak'y thare;
Ther head y rede in roune,
Who Tristrem gat and tare.

Tomas telles in toun,
This auten tours as thai ware.

Ritson nimmt an, Thomas spreche so von sich selbst, als von einem dritten, dem die Eigenhümlichkeit in deutschen Gedichten, besonders im Titulere entspricht.

Der Dichter wählte eine äußerst verwickelte Reimverbindung, so daß jede Uebersetzung sehr schwierig werden müßte. Die früheren Gedichte waren alle in Schlagreimen, hier aber haben einen Reim Vers 1. 3. 5 7., dann reimen 2. 4. 6. 8. und 10. wieder miteinander, zuletzt 9 und 11. so daß Sechstes Heft.

in jeder 11-reimigen Stanze eigentlich nur drey Reimworte sind. — Der Name der Geliebten ist wohl richtiger Ysoude, wie der Herausgeber auch selbst glaubt. Da der Schluß in der Handschrift fehlt, hat der Herausg., um das Ganze gehörig zu schliessen, einen Schluß in der Versart der Urschrift gedichtet. Die Anmerkungen enthalten Aufhellungen der Hauptschrift, aus den Gedichten und der Geschichte des Mittelalters. Ein Wörterklärungsbuch schließt und erleichtert sehr das Verständniß.

So ist denn diese Ausgabe des Tristan auf das sorgfältigste ausgestattet, mit großem Fleiße, tüchtiger Kenntniß, vieler Liebe, ein großes Vorbild auch für uns, bey der Herausgabe der deutschen Gedichte des Mittelalters, sie nicht so kärglich ausgestattet in die Welt zu senden. — Noch führen wir an, daß Dr. John Jamieson zu Edinburgh schon lange an einem Wörterbuch der schottischen Sprache arbeitet.

Ehe wir zum Gedicht selbst kommen, müssen wir noch über die wichtigen Anhänge der Einleitung sprechen. 1) Urkunde des Sohnes und Erben des Thomas von Erceuldoune, vom Jahre 1299. 2) Ein Gespräch zwischen Trystan und Gwalzmai (S. oben) in wallisischer Sprache, als dieser jenen bewegt, zum Hofe des Artus zurückzukehren. 3) Uebersetzung des alten Liedes von Maria: Chevrefoil genannt. Maria blühte im 12. Jahrhundert; nach dem Verfasser, nach französischen Nachrichten (Roquefort II, 766.) im dreyzehnten Jahrhundert; geboren in Frankreich dichtete sie in England in französischer Sprache und nahm den Stoff zu all ihren Gedichten aus Bretagne. Roquefort führt eine beträchtliche Anzahl ihrer Gedichte an. Das Lied verdient in Deutschland bekannt zu werden.

4) Nachricht von der Auchinleck Handschrift und ein Verzeichniß ihres Inhalts. Bey diesem so wichtigen Abschnitt müssen wir länger verweilen. Die Handschrift ist ein dicker Quartband 333 Blätter und 42 verschiedene Stücke der Dichtkunst enthaltend. Einige sind

nur Bruchstücke, andere Werke von großer Länge. Ein Bild schmückte ursprünglich den Anfang eines jeden Gedichts, das theils ausgeschnitten, theils verstümmelt ward. Sie ist auf Pergament geschrieben, wahrscheinlich im 13ten Jahrhundert (?). Die Seiten sind in 2 Spalten getheilt, ausgenommen, wo die Verse, Alexandriner, die ganze Breite des Blattes einnehmen. Die Handschrift ward 1744 von Alexander Boswell Lord von Auchinleck der Gesamtheit der Anwalde zu ihrer Büchersammlung übergeben; von ihrer früheren Geschichte weiß man nichts. Sie enthält:

1) Die Heiligensage vom Papst Gregor. 6 Blätter. Verstümmelt am Anfang und Ende, auch gingen noch 5 Gedichte voran, die alle verloren sind. Der heilige Gregor ist der Sproß einer blutschänderischen Verbindung zwischen einem Bruder und seiner Schwester, und heirathet darauf unwissend seine Mutter. Im Deutschen ist uns ein solches Gedicht nicht bekannt, denn mit dem Gregorius im Steine des Hartmann von Aue, der noch Volksbuch ist, hat es unmöglich, nach Görres (Volksbücher S. 244) kurzer Schilderung, etwas gemein. 2) Der König von Tars (Tarsis). 7 Blätter, am Ende unvollständig. Ritson liefs dieß Gedicht drucken; wir kennen es nicht. Beynahe möchten wir auf den Apollonius vermuthen.

3) Die Geschichte Adam's und seiner Nachkommen. Auch unvollständig. Seth schrieb sie und liefs die Handschrift in Adams Betpult, worin sie Salomon fand, und mit übernatürlicher Hülfe entzifferte. Im Deutschen vielleicht in dem Gedichte zu suchen, welches (S. Grundrifs der altd. Dichtkunst von Hagen und Büsching S. 454.) Anton besitzt. 4.) Die Heiligen - Sage von der Margaretha. 4 1/2 Bl. Vollständig. Eine neuere Uebersetzung der Heiligensage die Hicker im Thesaurus drucken liefs. Vergleiche damit die deutsche Dichtung im Grundrifs S. 279. 5.) Die Heiligensage von Katharina. 3 1/2 Blatt. Mangelhaft. Auch im Deutschen davon ein Gedicht. Grundrifs S. 278. 7) Die Heiligensage oder das Gedicht von Owain, Ritter. 7 Bl. Der Anfang fehlt. Es enthält die Begebenheiten des Herrn Owain, eines Northumberländischen Ritters, in des heil. Patrick Fegfeuer in Irland, wo er die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel sah. Wahrscheinlich mit dem Leben des Ritter Tundal, das in viele Sprachen übergegangen, zusammenhangend.

8) Gespräch, zwischen Leib und Seele. 3 Bl. Die letzten Verse fehlen. Seele und Leib eines verstorbenen Krieger streiten sich; jeder legt des andern sündigen Leben dar; bis beyde in die Hölle geschleppt werden. 9) Unser Heiland steigt in die Hölle, um die Seelen der Propheten aus

ihr zu erlösen. Diese Heiligensage ist in Gestalt eines Gespräches. Sehr unvollständig. Wohl der Rechtsstreit zwischen Christus und Belial; im Mittelalter sehr beliebt. 10) Ein Wunder der Jungfrau. Der Anfang fehlt; 1 Bl. Muß man wohl in den heiligen Erzählungen des Altfranzösischen suchen. 11) Eine Moralisazion über gewisse lateinische Sprüche. 9 Bl. Das Ende fehlt.

12) Amis und Amelion. Ein angenehmes Rittergedicht. Anfang und Ende fehlen; es nimmt 13 Bl. ein. In den Anmerkungen zum Tristrem zeigt der Herausgeber den Inhalt dieses Gedichts näher an und aus diesem ergibt es sich, daß es die Geschichte von Engelhard und Engeldrut des Conrad von Würzburg (S. Grundrifs S. 313) ist und die Schlußgeschichte der sieben weisen Meister: Alexander und Ludwig. Die 7 weisen Meister kommen weiter unten vor, ohne daß der Herausg. die Gleichheit bemerkt zu haben scheint. Ueber Engelhart und E. vergl. Eschenburgs Denkmähler S. 39 — 60. 13) Heiligensage der Maria Magdalena. 4 Bl. Der Anfang fehlt. Im Deutschen kennen wir dergleichen nicht. 14) Die Heiligensage von Joachim. 4 Bl. Unvollständig. Im Deutschen nichts bekannt. 15) Die sieben Todsünden. 2 Bl. Vollständig. 16) Das Paternoster. 1 Bl. Das Ende fehlt. Beyde finden wir bis jetzt im Deutschen nicht.

17) Die Himmelfahrt der Jungfrau. 5 Bl. Das Ende fehlt. Wir haben auch im Deutschen ein Gedicht darüber um 1250 von Konrad von Hennesfurt (Grundrifs 271.) 18.) Herr Degaré. 6 Bl. Unvollständig; dieses schöne Gedicht hat Warton in der Geschichte der Dichtkunst Th. I. S. 180. ausführlich betrachtet. 19) Die sieben weisen Meister. 14 Bl. Anfang und Ende fehlen, daher auch nur die geringe Blätterzahl. Dieses wichtige Gedicht, dessen erste Spuren man im Indischen, den Fabeln der Vischnuserman suchen muß, ist in allen Sprachen und auch im Deutschen bekannt. Die Gestalt der sieben weisen Meister (15 Erzählungen lose zusammengereiht) muß man wohl nur vom Abendlande herleiten. Ueber die letzte Erzählung darin vergleiche 12.

20) Floris und Blanchefleur. 5 Bl. der Anfang fehlt. Auch im Deutschen doppelt bekannt, in einer Ober- und Nieder-Deutschen Bearbeitung. Ging auch durch alle Sprachen des Abendlandes. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit des mitgetheilten Schlusses mit dem Niederdeutschen Gedicht. Wir setzen beyde her:

Nou is this tale browt to th' ende,
Of Florice and of his lemin a hende,
How after hale hem com bote,
So wil our Louerde, that us mote.

Amen sigges al so,
 And Ich schal helpe you therto.
 Nu hebben dusse rede ein ende.
 God mote uns sine gnade senden;
 Un helpen uns vroliken
 To dem ewighen himmelriken,
 Und spreket alle: Amen,
 Eyn islik sunder schamen.

21) Ein Spottgedicht, das Bezug auf die Regierung Eduard des zweyten hat. Der Eingang wechselt Französisch und Englisch. 22) Eine Namens Liste normännischer Freyherrn. 3 Seiten. 23) Gui von Warwick, 29 Blät.; der Anfang fehlt und ein Blatt in der Mitte. Es schließt mit der Tödtung eines Drachen in Northumberland, vor seiner Heirath mit Felice. 24) Fortsetzung von Gui's Geschichte, in einem andern Versmaß, seine Heirath, seine Abentheuer im heiligen Lande, seinen Zweykampf mit Colbrond dem dänischen Recken, und seinen Tod enthaltend. Vollständig, 20 Bl. 25) Rembrun, Gui's Sohn von Warwick. 9 Bl.; das Ende fehlt. Eine Fortsetzung des vorigen. 26) Herr Beves von Hamtoun. 25 Bl. Vollständig. 27) Arthur und Merlin. Enthält die frühere Geschichte des Königs Arthur und der Ritterschaft von der runden Tafel, aber es ist von dem Verf. oder Schreiber nicht vollendet. 56 Bl. Unstreitig das Altdeutsche Gedicht, das wir auch besitzen. 28) Wie ein Mann sein Weib betrog. Ritson machte diefs Gedicht bekannt. Hier fehlt der Anfang. 2 Bl. Es ist das französische Fabliau: La bourse pleine du sens, das Barbazan und Méon drucken ließen; im Deutschen heißt diese Geschichte: die Helbertwitz (Grundriß S. 322.) 29) Wie unser Lieben Frauen Psalter zuerst gefunden ward. Ein Wunder der Jungfrau Maria; vollständig, 1 1/2 Bl. 30) Das Lied von der Frage (Lai le Fraine?) Es ist Armoricanischen Ursprungs. Unstreitig das Gedicht der Marie von Frankreich, Lai de du Fresne (Roquefort II. 768 ins Englische übersetzt. 2 Bl.; der Schluss fehlt. 27) Roland und Ferragus. Diese Erzählung des Zweykampfs zwischen diesen zwey gerühmten Recken, des Orlando und Ferran des Bojardo und Ariosto, ist nach einem Abschnitt des Pseude-Turpin gedichtet. 5 Bl. vollst. 28) Otuel, ein Ritter. Diefs ist die Geschichte eines sarazenischen Recken, der zum Christenthum bekehrt, ein Gefährte Karl des Großen ward. 8 Bl.; das Ende fehlt; soll ein wirklich geistreiches Gedicht seyn. 33) Zwey Blätter, enthaltend ein Bruchstück von dem großen Gedicht auf Alexander. Welche von den mehreren Bearbeitungen, die wir in Deutschland haben, sich auf dieses englische Gedicht bezieht, möchte wohl so bald nicht auszumachen seyn, da wir noch so äußerst wenig von unsern deutschen

Gedichten wissen. 34) Der Drossel Hahn und die Nachtigal. Ein Bruchstück auf einer halben Seite. Sie sprechen über die weibliche Gemüths Eigenthümlichkeit. Es scheint, nach der Vermuthung des Herausg. die Uebersetzung eines Liedes in Digby's Handschrift zu seyn, das beginnt: Ly commence le content par entre le Mavis et Rossignole. Der Maria legt Roquefort ein Gedicht bey: Lai du Laustic ou du rossignol.

35) Eine Spalte, ein religiöses Bruchstück enthaltend. 36) König David. Eine dichterische Umschreibung eines Psalmen. Vollständig auf 1 1/2 Seite. 37) Das Gedicht von Herrn Tristrem; 20 Bl.; der Schluss fehlt; hier bekannt gemacht. 38) König Orfeus. Die Geschichte des Orfeus und der Euridice in ein Gedicht mit Feerei verwandelt. Ritson liefs diefs Gedicht drucken, aber von einer Abschrift, die beträchtlich abweicht. Weitläufige Auszüge finden sich in dem Minstrelsy of the shottisch Border 3. Auflage. II. 138. 39) Ein moralisches Gedicht. Vollständig auf 3 Spalten. 40) Das Buch der englischen Könige. Ein Zeitbuch (Chronik) der Könige Englands von Brutus abwärts. Vollständig auf 13 1/2 Bl. 41) Horn-Kind und Maid Rimmild. 6 1/2 Bl. Der Schluss fehlt. Diefs und ein älteres Gedicht findet man im Ritson abgedruckt. Wir haben schon oben erwähnt, dals es unser Pontus und Sidonia in seiner ursprünglichen Gestalt ist. 42) Ein Bruchstück zum Lobe der Frauen. 2 Bl.; der Anfang fehlt. 43) Der Anfang von der Geschichte des Richard Löwenherz. 2 Bl.; alles übrige zerstört. Im Deutschen heißt diefs Gedicht Reinfried von Braunschweig; Grundriß 185. 44) Eine Satyre betitelt: Simonie. Nur für England merkwürdig; es scheint älter als die andern Handschriften. 6 Bl.; der Schluss fehlt. Der Verfasser spricht von Begebenheiten der Jahre 1315 und 1316. Die Nachschrift, eine später aufgegebene Stammtafel der jetzt erloschenen Grafen von Learmont gebend, im siebzehnden Jahrhundert aufgezeichnet, möchte uns wohl nicht weiter führen. Nur wollen wir daran eine hingeworfene Bemerkung knüpfen, die uns mehrmahls bey der Untersuchung über den Nahmen Thomas und bey dem Wunsche die so großen Dunkelheiten, besonders in Rücksicht des Verhältnisses zu dem früher lebenden deutschen Dichter, eingefallen ist, dafs der Thomas der Reimer und Thomas von Learmont der Wahrsager wohl zwey verschiedene Personen sind, deren Geschichte, bey vielen Aehnlichkeiten, zusammengewürfelt wird. Hierin unterstützt uns, dafs der Wahrsager beynahe durchgehends Thomas Learmont genannt wird (Dempster hist. ecclesiast. Gent. Scotor. p. 369. Leslaeus de rebus gestis Scotorum p. 220) dagegen der Dichter nur immer

Thomas der Reimer heißt. Diese Vermuthung möchte wenigstens so viel für sich haben, [wie die dafs Thomas von Erceldoune mit Gotfried v. Strafsburg nach einem französischen Gedichte gearbeitet habe (das aber nicht vorhanden ist; denn in dem französischen Bruchstück bezieht sich der unbekante Verf. ja wieder auf einen Thomas, siehe oben), dessen Dichter auch Thomas, wie seinen Vormann Gotfried nennt, der gewifs nach einem französischen Gedicht arbeitete, geheiffen.

Wir kommen zu der für uns Deutschen so wichtigen Betrachtung von dem Inhalt des englischen Gedichts, wobey wir freylich, wenn wir nicht zu weitläufig werden wollen, keine fortgehende Vergleichung ziehen können, die sich indessen demjenigen, der Antheil an dieser Arbeit nimmt, von selbst darbieten wird.

Erster Gesang. Vers 1. Der Erzähler kündigt an, er wolle die Geburt und die Abentheuer des Herrn Tristrem erzählen, wie sie ihm Thomas von Erceldoune mitgetheilt. 2. Er beklagt die Veränderung seiner Jahre, die er der Verwandlung vergleicht, welche der nahende Winter auf die Pracht der Felder und Haine hervorbringen muß. 2. 3. 4. 5. Etwas plötzlich spricht er darauf von einem Kriege zwischen zween Lehnshäuptlingen, dem Herzog Morgan und Rouland dem Riesen, (im deutschen Gedicht Riwalin V. 217) Herrn von Ermonie, (im D. G. Parmenie V. 140.) worin der letzte siegt. 6. Ein Waffenstillstand auf 7 Jahre wird gemacht, Rouland begiebt sich zu Mark, dem König von Cornwall (im D. G. Karniwale). 7. Eine Turnübung wird an dem Hofe zu Cornwall gehalten, worin R. den Sieg davon trägt, und zugleich das Herz der Fürstinn Blanche Flour, Schwester des Königs Mark, gewinnt. 8. Die Fürstinn entdeckt ihren Erziehern ihre Liebe. 9. Der Preis des R. d. R. mit einer Andeutung, dafs er in einem Kampf verwundet (im D. G. ist dieß deutlicher, indem darin ein späterer Kampf vorkommt, worin R. verwundet wird), und daraus entstehende Traurigkeit der B. F. 10. Die Fürstinn geht heimlich zum Gemach des verwundeten Ritters; und Herr Tristrem empfängt sein Daseyn durch diese verstohlenen Besuche. (Bis hier sind im D. G. 1223 Verse). 11. 12. R. wird durch einen Treuen Hintersassen geheiffen Rohand, (Rual li foitenant im D. G. V. 364.) berichtet, dafs Herzog Morgan den Waffenstillstand gebrochen hat und in sein Land gefallen ist. 13. 14. 15. Die Fürstinn entweicht mit ihrem Geliebten, der zur Vertheidigung seines Landes zurückkehrt; sie kommen glücklich auf dem Schlofs an, wo sie durch Rohands Ermahnung vermocht, sich vermählen. (So auch im D. G. 2510 ff.) 16. Herzog Morgan kommt gegen R. mit einem großen Heere.

17. 18. 19. Eine furchtbare Schlacht in der Rouland erst die Oberhand hat; aber der Herzog verstärkt schlägt und tödtet ihn durch Verrätherey, nachdem er Wunder von Tapferkeit vollbracht hat. (Bis hieher hat das D. G. 1600 V.) 20. 21. 22. Blanche Flour, in Kindes-Nöthen, erfährt den Tod ihres Gemahls. Bey dieser Trauer wird Tristrem geboren, und seine Mutter, nachdem sie ihn der Sorge des Rouland empfohlen und ihm einen Ring vermacht hat, als ein Zeichen der Verwandtschaft mit König Mark, stirbt unter den Klagen ihrer Dienerschaft. 23. Rohand um die Sicherheit seines Mündels zu befördern, gibt ihn für sein eigenes Kind aus, unter dem umgekehrten Namen Tramtrist. 24. 25. Morgan erhält die unbeschränkte Herrschaft über Ermonie, und Rohand huldigt ihm gezwungen und verstellt. (Alles was ausgezeichnet so eben und später gedruckt ist, findet sich im D. G. nicht). 26. 27. Die Erziehung des Tristrem während der ersten 15 Jahre seines Lebens. Seine Kenntnisse im Gesange, der Jagdkunst und allen ritterlichen Uebungen. 28. Ein Norwegisches Schiff kömmt an, betrachtet mit Falken und Schätzen. T. erfährt, dafs der Schiffshauptmann einen jeden heraus gefordert hat, mit ihm, gegen einen Satz von 20 Schilling, Schach zu spielen. 29. 30. 31. Rohand und seine Söhne gehen mit Tristrem an Bord des Norwegischen Schiffes. Tristrem spielt mit dem Schiffmeister Schach; Rohand geht mit seinen Söhnen ans Land und läßt T. noch beym Schachspiel, unter der Obhuth seines Lehrers; er gewinnt 6 Falken und hundert Pfund. (Bis hieher im D. G. 2160. V.) Der Schiffmeister, um die Zahlung seines Verlustes zu vermeiden (im D. G. um den schönen Jüngling zu besitzen,) sticht mit Tristran in See und gibt dem Lehrer ein Both, um damit alleine ans Land zu fahren. 34. 35. 36. Das Schiff wird von einem heftigen Sturm ergriffen, den die Schiffer der Ungerechtigkeit zuschreiben, mit der sie sich befleckt haben; dadurch bewogen, bezahlen sie dem T. seinen Gewinnst und setzen ihn in einer unbekanntenen Gegend ans Land. (Im Engl. G. 9 Wochen, im D. G. 8 Tage und 8 Nächte vom Sturme umgetrieben) Tristrem dankt dem Himmel für seinen Schutz. 37. Der Erzähler ruft die Aufmerksamkeit der Hörer an, mit Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit der Ereignisse, die durch die sorgfältigen Forschungen seines Berichtstatters Thomas verbürgt sind. 38. 39. 40. T. Kleidung wird beschrieben. (A blihand broun, welches der Her: durch bläulich braun, vo bleah, sächlich blau, erklärt. Wir wissen aber aus unsern deutschen Gedichten, dafs Blyant eine eigene Art kostbarer Seidenzeuge ist. Neu Lateinisch: bliaudus, blialdus; Franz: bliant; Prov. blisaud; Langued. brisaut; Lyonn,

blode; Norm. plaude; Picardie bleude. Altdeutsch: Plyat, blyat, blyant, plyant.) Nachdem er sich mit einiger Nahrung erquickt, die ihm die Norweger gegeben, geht er durch ein Gehölz, in den er zween Wallern begegnet, die ihm auf seine Frage entgegen, daß er in England sey. *Er bietet den Pilgern 10 Schillinge an*, wenn sie ihm zum Hofe des Landesherrn führen wollen, das sie ihm gern versprechen. 41. 42. 43. Sie begegnen einer Gesellschaft von Jägern. T. ist unzufrieden über die ungeschickte Art, auf welche sie den Hirsch, den sie gejagt, zerlegen, und spricht darüber mit ihnen. Ein Diener antwortet ihm, so wäre die Gewohnheit in ihrer Gegend, aber sie wären gerne bereit, zuzusehen, wenn er einen Hirschbock ihnen zerlegen wollte. 44. 45. 46. 47. Ein kurzer Bericht von der künstlichen Art, wie er den Hirsch zerlegt. Die neue Kunst wird an Mark bekannt gemacht (denn in Cornwall begibt sich diefs), der sich über diese wichtige Belehrung sehr erfreut. 48. Noch ein Beweis seiner Jägerkunst, mit einer Betrachtung, daß man die Unwissenden belehren müsse. (Alles sehr ausführlich im D. G.).

49. Tristrem wird vor Mark gebracht, dem er eine Nachricht von seiner Erziehung gibt; *da aber der Name Rohand, seines geglaubten Vaters, dem König unbekannt ist*, erkennt er nicht seinen Neffen in dem jungen Jäger. (Die langen Erzählungen im D. G. fehlen hier, aber die hübsche Geschichte von dem anmuthigen Hornblasen findet in diesem abgekürzten Lied eine Andeutung durch die Stelle: *Mi father - Sir Rohand - the best blower of horn.*) 50. Tristrem nimmt Theil an den Hoffesten. 51. Ein Minstrel, der bey einem Feste eingeführt wird, (nach dem D. G. V. 3398 ist es Galois, Gale, welches nicht unmerkwürdig; auch singt er Brittisch, Gaëlich, Lateinisch und Französisch V. 3508) gibt dem T. Gelegenheit seine Kunst auf der Harfe zu zeigen, worin ihm der Sänger den Preis zugesteht. (Vers 3400 „und sas zu sinen fusen dar“ finden wir in dem Engl. G. in diesen Worten, *Bifore the kinges kne*, Tristrem is cald to set.) 52. Er wird ein Liebling von Mark und an seinem Hofe glänzend gehalten. (Im D. G. bis V. 3632).

53. 54. Die Geschichte kehrt zu Rohand, der verzweifelt über den Verlust seines Pflegesohnes, nach ihm verschiedene Länder durchsucht, ohne daß er nur irgend seine zerrissenen Kleider erkennt, bis er den Wallern begegnet, die T. zum Hofe von C. führten. 55. 56. Sie erzählen dem R. die freundliche Aufnahme T. am Hofe, den sie ihm für 10 Schillinge näher bezeichnen und nennen. 57. 58. 59. Als R. am Hofe ankommt, *wird ihm der Eintritt vorweigert, erst durch den Thürsteher,*

darauf durch den Feyerlichkeitsmeister, wegen seiner schlechten Kleidung. Diesen Widerstand überwindet er durch reichliche Bestechungen und wird zuletzt zu Tristrem gebracht, der ihn nicht erkennen kann. 60. 61. 62. Eine Erklärung findet statt und Trist., sehr betrübt über das Mißverständnis, führt R. zum König M., als seinen Vater, indem er ihn zugleich die Ursache ihrer Trennung erzählt. 63. 64. 65. R. erfrischt mit einem Bade, und reich bekleidet, auf Befehl des Königs Mark, setzt den ganzen Hof durch sein ehrfurchtgebietendes Aeußere in Erstaunen. Er sitzt an des Königs Seite bey einem Gastmahl. 66. 67. R. erzählt dem Könige das Geheimniß von T's Geburt, und bringt den Ring hervor, den seine Mutter auf dem Sterbebette vermachte. Mark nimmt T. als seinen Neffen auf.

68. T., nachdem er die Glückwünsche des Hofes empfangen hat, *wünscht die näheren Umstände von dem Tode seines Vaters zu erfahren.* 69. R. erzählt das traurige Schicksal seiner beyden Aeltern, durch die Verrätherey des Herzog Morgan. 70. T. kündigt dem König seinen Willen an, nach Ermonie zu gehen und seines Vaters Tod zu rächen. 71. 72. 73. M. rath seinem Neffen von einem so gefährlichen Unternehmen ab, aber endlich gibt er seine Einwilligung; er macht T. zum Ritter und gibt ihm eine ausgesuchte Schaar von tausend (im D. G. 30) Rittern, mit welchen er sich einschiffet und in Rohands Burg ankommt. (Im D. G. bis V. 5054.) 74. 75. T., müde unbeschäftigt in seiner Burg zu bleiben, entschließt sich, verkleidet an den Hof des Herzogs M. zu gehen; dort kommt er an, *als er bey Tisch, an der Spitze von 50 Rittern ist, und von 10 Königssöhnen, deren jeder das Haupt eines Ebers zum Geschenk brachte.* 76. R., ängstlich über das Heil seines Pflegesohnes folgt ihm an der Spitze seiner Ritter und seiner eigenen Vasallen. 77. 78. 79. Eine zweydeutige Begrüßung des Herrn T. verleitet M. nach seinem Namen und seinen Geschäften zu fragen. T. erklärt ihm dieselben und am Schluß einer zornigen Rede, *schlägt ihm der Herzog mit der Faust in's Gesicht.* 80. T. zieht sein Schwert, und in diesem Augenblick kommt Roh. mit seinem Heere an. 81. 82. 83. Ein Gefecht beginnt, in dem Morgerschlagen wird und man sein Gefolge zerstreut. Herr T. erhält sein väterliches Reich wieder, das er Roh. überträgt, von ihm es als sein Lehen zu behalten. 84. Er nimmt Abschied von R. und kehrt nach Cornwall zurück. (Im D. G. bis 5755.)

85. Als T. in C. ankommt, findet er das Land in Furcht wegen einer Steuer, die der König von Irland von Mark fordert. (W. Scott hat hier, falsch England als Zinsfordernd verstanden.) 86. Diese besteht in jährlichen 300 Pfund Gold, eben

so viel Silbergeld und ein gleiches in Messing (Lattoun, nicht Zinn wie Scott glaubt), und alle 4 Jahr 300 Kinder. 87. 88. 89. Moraunt (im D. G. Morold), der Irische Gesandte, ein berühmter Reder ist abgesehen, um die Steuer zu fordern, als T. von Ermonie zurückkehrt. Mark enthüllt seinem Neffen die Ursache seines Kummers und beweist, das die Forderung der Steuer ganz ungerrecht sey. T. beschließt, sich der Forderung zu widersetzen. 90. 91. In einer Rathversammlung unternimmt T. die Freyheit von Cornwall zu vertheidigen, welches nur mit Widerstand angenommen wird. 92. T. bringt Moraunt selbst die Erklärung, das sie keine Steuer mehr zahlen wollten; M. behauptet er lüge; beyde beschließen den Kampf. (He waged him a ring nimmt der Herausg. für Ueberreichung eines Kampfpfandes. Ist nicht wohl eher der altdeutsche Ring, Kampf in einem Ritterkreise (Ringe) darunter gemeint? Damit stimmt das D. G. „in einem Ringe scheiden“ V. 6237., worauf T. seinen Handschuh gibt.) 93. Sie segeln zu einer kleinen Insel, um den Kampf auszumachen. T. läßt sein Boot fortschwimmen, da eines hinlänglich seyn würde, den Sieger zurückzubringen. (Im D. G. bis V. 6715).

94. 95. 96. Angriff der Kämpfer; Mor. Rofs wird erschlagen. 97. 98. T. steigt ab, der Kampf wird zu Fuß erneuert. T. wird schwer in dem Schenkel verwundet. 99. T. spaltet M's. Schädel, sein Schwert zerbricht und ein Stück der Klinge bleibt in der Wunde. 100. T. frohlockt, da er den Spiegel Irlands erschlagen hat. M. Gefolge nimmt seinen Leichnam fort und T. kehrt nach C. zurück. 101. *Er legt sein Schwert am Altare nieder; wird als Erbe von C. und Nachfolger seines Oheims angenommen.* 102. T. Wunde, verursacht durch eine vergiftete Waffe, wird schlimmer und schlimmer; alle Versuche ihn zu heilen, sind vergebens und der Gestank der brandigen Wunde vertreibt jeden von ihm, ausgenommen seinen treuen Diener Gouvernayl (Kurwenal im D. G. — 7179).

Zweyter Gesang. Vers 1. 2. 3. T., von jedermann aufgegeben, verlangt von König M. ein Schiff, um C. zu verlassen. M. bewilligt zögernd seine Bitte und er schiffet sich mit Gouv., und seiner Harfe ein. 4. 5. T. segelt ab und bleibt 9 Wochen auf der See; zuletzt treibt ihn der Wind nach den Hafen von Dublin (Develine im D. G. und Develin in dem vorliegenden Schottischen) in Irland. Den Schiffern, die in Boten aus dem Hafen kommen, sagt er, er sey durch Seeräuber verwundet worden. (Im D. G. kommt er allein an). 6. T. als er hört, das er in Irland sey und sich erinnert, das Morg., den er erschlagen, der Bruder der Königin war, nimmt wieder den Namen Tramtrist an. (Im D. G. geht er mit Willen zur Ysot). 7. 8.

Des verwundeten Mannes Gesangeskunst wird der Königin erzählt, die in der Arzeney sehr erfahren ist. 9. 10. 11. Die Königin besucht T., welcher seinen verstellten Namen und den Rang eines Kaufmanns beybehält. Seine Kenntnisse der Tonkunst setzen die Königin in Erstaunen, die bey St. Patrik schwört, das seines Gleichen nimmer in Irl. war. Sie unternimmt seine Heilung und gibt ihm, durch ein Bad, den Gebrauch seiner Glieder zurück. 12. 13. 14. T. Heilung schreitet durch die trefflichen Mittel der Königin vor; seine Musik und Jagdkenntniß machen, das er häufig zu Hofe geladen und der Lehrer der Prinzefs Ysonde (Ysote im D. G.) wird in Sing- und Dichtkunst. Er unterrichtet sie so, das sie ihres Gleichen im Königreich nicht findet. (Im D. G. bis V. 8020).

15. 16. 17. Nachdem T. Gesundheit wieder hergestellt und die Erziehung der Ysonde vollendet ist, faßt er das Verlangen, nach Britannien zurückzukehren. Die Königin bewilligt mit Verdrufs sein Verlangen. Er wird mit Geschenken überhäuft und segelt mit *Gouvern.* nach Cornwall: wo er gesund und zur Verwunderung der Einwohner ankommt. 18. 19. 20. Mark empfängt fröhlich seinen Neffen und fragt ihn: wie seine Wunde geheilt worden sey? T. benachrichtiget den König von der Geschicklichkeit der Schwester des Moraunt, und mahlt sehr ausdrückvoll die Schönheit und Anmuth der Y. Der König gerührt von diesen Lobsprüchen, verspricht T. ihn zu seinem Erben zu ernennen, wenn er Y. nach C. bringt. 21. 22. 23. Die Barone, eifersüchtig auf T's Macht, überreden den König, das für T. eine leichte Mühe seyn würde, ihm Y. als seine königliche Braut zu verschaffen. T. enthüllt die Thorheit eines solchen Unternehmens; aber er fügt hinzu: er wolle es beginnen, da er wisse, der Adel schreibe die Meinung, die er eben geäußert, der selbstischen Absicht zu, den König vom Heirathen abzuhalten. Er verlangt eine Begleitung von 15 Rittern (im D. G. 100 Ritter).

(Hier tritt eine merkwürdige Stelle im deutschen G. ein V. 8488 — 8915., in welcher Gottfried die Dichter tadelt, welche singen, das zwey Schwalben ein blondes Haar der J. nach Cornw: gebracht, welches M. seinem Neffen übergeben, um ihm die blonde Schöne zu suchen. So erzählt es der Verf. des Tristan, dessen Bearbeitung in dem Buche der Liebe von mir und Hagen steht I. 18. Neben diese stellt sich die zwey und zwanzigste des schottischen Gedichts, in der T. sagt:

„Y rede ye not to strive,
A swalu ich herd sing;
Ye sigge: I wern min em to wive,
For Y shuld be your King!

„Eine Schwalbe hört ich singen; sie sagt', ich warn' meinen Oheim sich zu beweiben, denn ich will euer König seyn.“ Möchte man hieraus auch, nicht ohne grosse Wahrscheinlichkeit, die Mißverständnisse eines Zwischendichters, wohl gewifs eines Französischen, herleiten, so bleiben doch noch so viele Abweichungen unaufgelöst, daß man einen Dichter voller Mißverständnisse und voller Umdichtungswuth annehmen muß. Aber wichtig ist uns noch der deutliche Wink, auf die im Scandinavischen Norden einheimische Sage von der Vögelsprache (Sigurd, Brynhild) und dort auch besonders der Schwalben, wenn es auch hier nur so viel heißt: ich hörte heimlich sprechen; was wir jetzt durch die nicht zu vernachlässigende Rede: ich hörte ein Vogelchen davon singen, ausdrücken).

24. 25. 26. T. segelt nach Dublin in einem reich beladenen Fahrzeuge mit einer auserwählten Anzahl von Rittern. Ohne ihre Bothschaft zu melden, senden sie dem König, der Königin und der Prinzefs reiche Geschenke. Die Abgeordneten kehren zurück, voll vom Lobe der Schönheit Y's, und erzählen, daß das Volk zu D. in großer Bestürzung wäre. (Im D. G. landet er zu Weizifort; wohl Werford gemeint. In demselben geht es bis V. 8783).

27. 28. 29. Die Ursache der Kimmernifs ist ein furchtbarer Drache, der so viel Schaden angerichtet hat, daß man dem, der das Ungeheuer tödten würde, die Hand der Prinzefs angeboten hat. T. schlägt dieß Unternehmen seinen Rittern vor, die es ablehnen. Er geht wohl bewaffnet an das Land und kommt in die Nähe des feuerspeyenden Drachen. (Im D. G. heißt das Thal Zanfergman, wo der Drache hauset V. 8826.) 30. 31. 32. T. bricht seinen Speer auf der undurchdringlichen Haut des Ungeheuers, verliert sein Ross, und erneut, nach einem Gebeth zu Gott den Kampf zu Fuß. Er haut, in den Rachen des Lindwurms; das wüthende Thier, speyt so viel Feuer, daß es des Ritters Waffen schmilzt, zuletzt aber erschlagen wird. Der Sieger schneidet des Unthiers Zunge aus. 34. 35. Nachdem T. die ausgeschnittene Zunge in seine Hose, der Haut nahe, gesteckt hat, will er zurückkehren; aber seine Sinne werden ihm durch das feine Gift geraubt. (Sollte das Schottische. „In his hose next the hide“ nicht vielmehr heißen: In the bosome (bosum) next etc.? Dadurch tritt es dem deutschen Gedichte, das Busem hat, näher, und das next the hide bekommt auch bessern Sinn. Das spätere wiederholte hose ist uns nicht entgangen.) Indessen kommt von ungefähr des Königs Haushofmeister (Steward im schottischen, Truchses im D. G.) vorbey, haut dem Drachen das Haupt ab, bringt es nach Hofe, maßt

sich das Verdienst des Sieges an und verlangt die Hand der Prinzessin. Ysonde und ihre Mutter, die dem Haushofmeister keinen Glauben beymessen, beschliessen den Ort des Gefechts zu besuchen. 36. 37. 38. 39. Sie finden T's Ross, seine Waffen und zuletzt den Ritter selbst. Zu sich gebracht durch den Gebrauch von Theriak, eignet er sich das Recht des Siegers zu und zeigt die Zunge des Drachen vor; zugleich bietet er sein Schiff zum Pfande an, daß er die Sache im einzelnen Streit mit dem Haushofmeister wieder gut machen wolle. Er nennt sich selbst einen Kaufmann und Y. ist darüber unwillig, daß er kein Ritter. (Im D. G. V. 9496).

40. — 43. Die Königin und Y., bewundernd die Schönheit und Tapferkeit des T. führen ihn selbst in ein Bad. Die Königin geht, um ihm einen Stärkungstrunk zu hohlen. Während dessen schöpft Y. den Verdacht, daß der Fremde ihr vorriger Lehrer sey (im D. G. erkennt sie ihn sogleich). Indem sie nach etwas forscht, um ihre Vermuthung zu bestätigen, untersucht sie sein zerbrochenes Schwert. Als sie die Scharte mit dem Stücke vergleicht, welches sie aus dem Schädel Moraunt's genommen, entdeckt sie, daß der Eigenthümer dieser Waffe ihren Verwandten tödtete. Sie wirft ihm diesen Mord vor und stürzt auf ihn mit seinem eigenen Schwerte. Ihre Mutter kehrt in diesem Augenblicke zurück und theilt den Zorn der Y., als sie erfährt, daß es T. ist, den sie sieht. Die Furcht vor dem Könige rettet T. vom Tode im Bade. (Das: „no were it fore king“ hat Scott wohl falsch verstanden). 44. 45. T. vertheidigt sich, daß er M. im ehrlichen Kampfe erschlagen, und sagt zur Y., daß sie manichfache Gelegenheit gehabt hätte, ihn zu tödten, als er noch ihr Lehrer Tramtrist war. Er führt ihr seine Dienste als solcher in das Gedächtnis zurück, erzählt ihr die vortheilhafte Schilderung, die er von ihren Reitzen König M. gemacht und eröffnet ihr endlich seine Sendung. 46. 47. Nach der Verabredung mit T., daß sie seinen Oheim heirathen soll, wird beschloffen, daß sie unter seinem Geleit nach C. gehen soll. Der Haushofmeister, der seine Ansprüche fahren läßt, sobald er hört, daß sein Gegner der furchtbare T. sey, wird, auf Verlangen der Prinzefs, in einen Kerker gebracht. (Im D. G. bis V. 11286).

48 — 52. Die Königin gibt an Brangwain (Brangene im D. G.), einer vertrauten Kammerfrau der Y., bey ihrer Abreise eine wirksame Mischung, oder einen Liebestrank, mit dem Auftrage, daß Mark und seine Braut ihn am Abende ihrer Vermählung trinken sollten. Als sie auf der See sind, bekommen sie widrigen Wind und müssen zu ihren Rudern greifen. T. übt sich selbst im Rudern.

und Y. befiehlt Trinken zu bringen, um ihn, bey seiner Ermüdung, zu erquicken. B. bringt ihnen unvorsichtigerweise den Becher (Coupe, Kopf im Altd.) worin das verhängnißvolle Getränk, welches T. und Y. unwissend theilen. (Im D. G. bringt ein kleines Jungfräulein den Trank). *Ein Lieblingskind, Hodyn genannt, leckt den Becher aus.* Die Folge dieses Trankes ist eine verbrecherische Liebe zwischen Y. und T., welche die Quelle alles ihres Mißgeschicks ist. (Das D. G. weiß von einem Hunde hier nichts.) 53. — 55. Das Schiff kommt in England nach einer vierzehntägigen Fahrt an. Y. wird mit König M. vermählt; doch, um ihre schuldvolle Gemeinschaft mit Herrn T. zu verbergen, schiebt sie in der ersten Nacht ihre Freundin B. an ihre Stelle ein. (Im D. G. bis V. 12563). Hier sagt der D. D.

Ouch sagent gnuge mere,
daz ez des tranke were,
von dem Tristran und Ysot
gevielen in ihr herze not;
nein, des drankes was niht me.

Der Dichter spricht nämlich von dem Trunk, den Mark und Y. nach der ersten ehelichen Beywohnung nahmen, und tadelt da wieder andere Dichter, welche anders sangen, er tadelt darin aber auch den Schottischen Dichter, der Mark auch noch einen Rest des Zaubers trank ausleeren läßt (welches seine blinde Liebe späterhin gut beschönigt und erklärt.)

Brengwain — tok that love drink
That in Yrlond was bought
For Ysonde to the king.

Das obige *gnuge* deutet aber darauf, daß Gottfried von Straßburg mehrere Dichtungen des T. kennen mußte.

56 — 58. Argwohn bemächtigt sich, als treue Begleiterinn der Schuld, des Gemüths der Y. Sie fängt an zu fürchten, B. könne das wichtige Geheimniß, dessen Kunde sie hat, verrathen. Um dem zuvor zu kommen, miethet sie zwey Schelme, um ihre treue Freundin zu tödten. 59 — 62. B. wird durch ihre Mörder in ein furchtbares Thal geführt, wo sie ihren blutigen Befehl ausführen wollen. Ihre Bitten indessen vermögen sie, ihr das Leben zu schenken, da sie versichert, daß ihr einziges Verbrechen darin bestehe, an Y. ein reines Nachhemde in der Hochzeitsnacht geliehen zu haben, da das der Königin zufällig befeckt worden. Die beyden Knechte berichten dieß der Königin, als letzte Worte der B., und Y., nun

erkennend die Treue ihrer Freundin, wehklagt über ihren Verlust und gelobt ihren vermeintlichen Mördern Rache. B. wird darauf zurück gebracht und in volle Gunst wieder eingesetzt. (Im D. G. mit weitläufigen Zusatz über die Liebe T's und der Y. bis V. 12962).

63 — 65. Ein Irischer Graf (im D. G. ein Barun, mit Namen Gondin), früherhin schon in Y. verliebt, kommt zu C. an, in einen Sänger verkappt, und trägt eine wunderlich gebildete Harfe. Er reizt die Neugier des Königs M., indem er verweigert, auf seiner schönen Harfe zu spielen, bis er ihm eine Gunst verwilligt. Der König verspricht ihm fest, sein Verlangen zu erfüllen, und er singt zu der Harfe ein Lied, indem er Y. als die ihm versprochene Belohnung verlangt. 66 — 68. M., der seine Ehre verpfändet, hat nun die Wahl ein meineidiger Ritter zu seyn, oder seine Frau dem Harfner zu übergeben; dieß letzte wählt er. T. der auf einer Jagd abwesend gewesen, kehrt gerade heim, als der Graf seine schöne Beute fortführen will. Er wirft dem König seine ausschweifende Großmuth gegen den Sänger vor, T. ergreift seine Rotte (Rotte im Schott. ein altes Saiten-Instrument), *cilt zu der Küste, wo Y. sich eingeschifft hat* und fängt an darauf zu spielen. Der Ton rührt Y. tief, sie wird so krank, daß der Graf genöthigt ist, *mit ihr an's Land zurück zu kehren.* 69 — 70. Y. behauptet, daß T's Harfenspiel zu ihrer völligen Gesundheit nothwendig sei; und der Graf, der T. nicht kennt, schlägt ihm vor mit ihm in seinem Gefolge nach I. zu gehen. Als Y. durch die Töne ihres Geliebten wieder hergestellt ist, bereitet sich der Graf, an Bord zurück zu kehren. 72. 73. T. besteigt sein Ross und *leitet das der Y. am Zügel*; plötzlich flieht er mit ihr in den Wald, nachdem er den Grafen spöttisch benachrichtiget hat, er habe die durch die Rotte verloren, die er durch die Harfe gewonnen:

With thine harp thou wonne hir that tide,
Thou tint hir with mi rote.

Im Deutschen ist es umgekehrt, er gewinnt sie durch die Rotte, und verliert sie durch die Harfe, die Verse aber entsprechen diesen ganz (13280 — 82):

Wan daz ir mit dem rotte spile
Dem kunich Marke ertruget an,
Daz vur ich mit der harphe dan.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 48.

Freitag den 16. Juni.

1815.

Schöne Wissenschaften.

Sir Tristrem; a metrical Romance of the thirteenth century; by Thomas of Erceuldoune, called the Rhymer. Edited from the Auchinleck MS. by Walter Scott, Esq. — The second Edition. Edinburgh. — CXXIV and 385 p.

(Beschluss.)

Die Liebenden bleiben eine Woche lang in einer Waldhöhle, dann bringt T. Y. ihrem Gemahl wieder, indem er ihm den Rath giebt, Sängern künftig hin andere Geschenke zu geben. (Im D. G., das bis V. 13316 geht, kommt nichts von diesem wöchentlichen Aufenthalt in der Höhle vor, was auf dem kurzen Heimwege geschehen, überläßt der Dichter, mit recht deutlichen Anspielungen, zu rathen. König M. straft er mit gleichen Worten.)

74 — 76. Meriadok (Marido im D. G.) ein Cornwallischer Ritter, Begleiter T's, und ihm sehr verpflichtet, faßt Verdacht über sein Verhältniß zur Königin. *Dies ward durch ein bewegliches Bret fortgesetzt*, durch welches T. zu Y's. Wohnung gelassen ward. Ein schneeiger Abend setzt M. in den Stand, T's Fußstapfen bis an diese Stelle zu verfolgen, *obgleich T. die Vorsicht gebraucht hat, Schneeschuhe an seine Füße zu binden*. In einer Spalte des beweglichen Bretts bemerkt der Spürer ein Stück von T's. grünem Kleide. 77. 78. M. entdeckt dem Könige seinen Verdacht, der, durch ihn angestiftet, eine Reise ins heilige Land vorgeht und von Ysonde verlangt, ihm zu sagen, wessen Sorge sie wünscht anvertraut zu werden. Die Königin nennt zuerst T. 79 — 81. Auf Unterriht der schlaun B. nimmt Y. den Namen T's zurück, indem sie behauptet, einen tödtlichen Hafs gegen ihn zu tragen, womit sie den Verdacht des schwachen Königs einschläfert. (Im D. G. bis 13887.)

82. 83. Auf M's Anreizungen, der dem Könige verspricht, Beweise seiner Entehrung zu geben. Sechstes Heft.

ben, wird Herr T. wieder der Gegenstand von Mark's Eifersucht. Er wird von Y. getrennt und der Dichter beschreibt ihren gegenseitigen Kummer. 84. 85. Y. wohnt in einem Sommerhause und T. in der benachbarten Stadt, er ersinnt eine Verbindung mit ihr, indem er leichte Lindenspäne in den Fluß wirft, der durch ihren Garten rinnt. Diese Zeichen machen ihr bekannt, wann sie seinen heimlichen Besuch erwarten kann. 86. 87. Die Zusammenkünfte der Liebenden werden durch einen Zwerg entdeckt, verborgen in einem Baume. M. stiftet den König an, eine grofse Jagd auf 14 Tage anzusagen, und anstatt in den Wald zu gehen, sich selbst an des Zwerges Lauerplatz zu verbergen. (Im D. G. heifst der Zwerg Melot petit von Aquitan und ist der Sterndeuterei kundig.) 88. 89. Der Zwerg wird zu T. geschickt, als Bote der Y., um ihm eine Zusammenkunft anzusagen. T., der die Schlinge ahndet, giebt ihm eine kalte Antwort. Der Zwerg erzählt M., dafs T. keinen Glauben in seine Botschaft setzt, aber dafs es dennoch gewifs ist, dafs er in dieser Nacht Y. besuchen wird. (Im D. G. bis 14463.)

90 — 93. M. nimmt seine Stelle in dem Laube und die Liebenden kommen darunter zusammen; aber, als sie, durch seinen Schatten, seine Gegenwart merken, stellen sie sich, als wenn sie mit einander stritten und sich anklagten. T. beschuldigt Y., dafs sie ihm die Liebe seines Oheims entrissen hätte, so dafs er dringend genöthiget sey, nach Wales zu fliehen. Y. gesteht ihren Hafs gegen T., indem sie als Ursache verwendet ihres Gemahls ungerechten Verdacht über ihre verbrecherische Neigung. Wir finden hier wieder ein paar sich ganz entsprechende Verse. Im Schott. G. heifst es:

Y loved never man with mode,
Bot him that hadde mi maiden hede.

Und im D. G. v. 14626.

Und gihez ze gote, daz ich nie
ze cheinem manne mut gewan,
und hute und immer alle man

von minem Herzen sint bespart,
niwan der eine, dem da wart
der erste rosen blume
von minem magetume.

94 — 96. Das Gespräch wird auf dieselbe Art fortgesetzt. T. bittet Y., ihm eine Entlassung vom Hofe zu verschaffen, und sie macht sich anheischig unter der Bedingung, dafs er abreis't, M. zu bitten, ihm einen gehörigen Lebensunterhalt zu bewilligen. Der gutmüthige König wird von Freude und Zärtlichkeit überwältigt, bey der vermeintlichen Entdeckung der Unschuld seiner Frau und seines Neffen. Fern davon, in T's Abreise zu willigen, ernennet er ihn zu seinem Oberstaathalter (Constable heighe), und der Ritter setzt 3 Jahre lang sein Verhältnifs mit der Königin, ohne weiteren Verdacht, fort. (Im D. G. bis 14982.)

97. 98. M. reizt von neuem die Eifersucht des Königes, und verleitet ihn, zu befehlen, dafs er, T. und die Königin an einem Tage Blut lassen. M. bestreut darauf den Boden von des Königs Kammer mit Mehl, um die Spuren der Fufsstapfen darauf zu bemerken. 99. 100. T. entgeht dieser Schlinge indem er 30 Fufs weit über den Theil der Kammer springt, der mit Mehl bestreut ist; aber seine Aderwunde öffnet sich bey der Anstrengung, und der heimliche Besuch wird dem König durch die Spuren des Blutes verrathen. T. flieht aus Cornw. 101 — 103. Y. unternimmt es, ihre Unschuld durch ein Gottesurtheil zu beweisen, welches zu London (ze Lunders im D. G.) im Westminster gehalten werden soll, wie ein Bischof (von Tamise im D. G.) räth. Die Königin verspricht ein rothglühendes Eisen in ihrer Hand zu tragen, zufolge der alten Gesetze des Gottesurtheils. (Im D. G. geschieht es zu Karliun.) T. kommt zu ihrem Gefolge, als ein Landmann verkleidet, in dem Zustande der gröfsten Armuth. Als sie über die Themse gesetzt, bittet die Königin ihren verkleideten Geliebten, sie vom Gestade ans Schiff zu tragen. T. läfst, wie verabredet, seine schöne Last an dem Ufer auf eine unanständige Art fallen. 105. Ihr Gefolge über diesen unanständigen Vorfall aufgebracht, verursacht durch die Ungeschicklichkeit des Fremden, wollen ihn im Flufs ertränken; aber Y. verhindert sie daran, indem sie den Fall seiner Schwäche, verursacht durch den Mangel der Nahrungsmittel, zuschreibt, und befiehlt, ihm eine Belohnung zu geben. 106. 107. Als die Königin ihren Eid ablegen soll, schwört sie, dafs sie ein unschuldiges Weib sey, und dafs niemand eine vertrauliche Nähe mit ihr gehabt habe, als der Landmann, der sie in das Schiffe trug, dessen unhöfliche Kühnheit von ihrem ganzen Gefolge bezeugt würde. (Wem fällt dabey die

gleiche Geschichte, die im Mittelalter so verbreitet ist, wo der Geliebte als Narr verstellt, seine Geliebte auf der Strafse küfst, und so ihren falschen Eid unterstützt, nicht ein?) Das heisse Eisen wird der Y. gereicht, die es trägt. (Scott sagt: M. sey mit ihrem Eide zufrieden gewesen und habe nicht die Feuerprobe verlangt. Uns scheint das Gegentheil im Gedicht, dem D. G. entsprechend, zu stehen.) Y. wird für unschuldig erklärt, den Anklagen des Meriadok zum Trotz und völlig mit ihrem Gatten wieder ausgesöhnt, T. bleibt indessen in Wales, mit kriegerischen Uebungen beschäftigt. (Im D. G. bis 15636.)

Dritter und letzter Gesang. 1. 2. T. verbannt aus C. tritt in die Dienste Triamour's (im D. G. Gylan), Königes von Wales. Dieses wird ungerechterweise von Urgan angegriffen, einem benachbarten Fürsten, der ihn in seiner Hauptstadt belagert und das Land verwüstet. Triamour verspricht T. reiche Belohnung, wenn er ihn von diesem Feinde befreyen kann. (Im D. G. ist es ein Riese Urgan Livilus). 3 — 5. T. und U. beginnen die Schlacht und kommen zuletzt in einen Zweykampf. Urgan ein Ritter von riesenhafter Gestalt (im D. G. ein Riese hoburtich und vermezzen) wirft T. den Tod seines Bruders Morgan vor, den er beym Gastmahl erschlagen. Sie fechten verzweifelt. T. haut Urgan's rechte Hand ab; aber der Riese setzt den Kampf mit der linken Hand fort. Hart bedrängt flieht U. in sein Schlofs. T. nimmt die blutige Hand und reitet damit fort. U. kehrt mit wirksamen Salben zurück, um die Hand wieder an den Stumpf zu heilen und findet, dafs T. sie genommen hat. Der Riese verfolgt T. und erreicht ihn an einer Brücke, wo der Kampf in Gegenwart einer Menge von Zuschauern erneuert wird. 8. 9. U. drängt T. hart und spaltet seinen Schild; T., seinen nächsten Schlag vermeidend, stößt ihn durch den Leib; in dem Todeskampfe springt er von der Brücke. 10. — 11. Triamour, zur Belohnung von T's Tapferkeit, überträgt ihm die Herrschaft von Wales und schenkt ihm ein schönes Hündchen, Peticrew (im D. G. Pititriv), dessen Farben roth, grün und blau waren (im D. G. ist es ein gefeites Hündchen und Gylan zeigt es ihm schon vor dem Kampfe mit U.) Der tapfere Krieger übergibt das Königreich an *Blaunche-Flour*, Tochter des Triamour, und sendet den schönen und wundervollen Hund seiner Ysonde. (Die Art, wie im D. G. Tr. den Hund übersendet, durch einen Spielmann von Gales, welches merkwürdig, fehlt im Schott. Gedicht; diefs mit eingeschlossen, geht es hier im D. G. bis V. 16175.)

12. — 14. Der Ruf von T's Thaten gelangt an den Hof von C.; sein Oheim versöhnt sich mit

ihm und ladet ihn ein, zu seinem Hofe zurück zu kehren. M. giebt ihm seine vorige Stelle wieder, aber alle diese Wohlthaten vermögen nichts gegen die Gewalt des Tranks. T's und Y's Liebe beginnt von neuem, wird wieder von König M. entdeckt, und er verbannt sein Weib und seinen Neffen aus seinem Reiche. 15 16. Die Liebenden fliehen in einen Wald, entzückt durch die Freyheit, die sie durch ihre Verbannung errungen haben. Sie wohnen in einer Erdhöhle, von dem Wildbret lebend, das T. mit seinem Hunde Hovain (im D. G. Hivdan) auf der Jagd fängt. (Im Schott. Gedicht nimmt er auch Peticrew mit, im D. G. wird ausdrücklich gesagt, er habe ihn zurückgelassen.) 17 — 19. Die Höhle, in alten Zeiten von Riesen (im Sch. G. Etenes bi old dayn) gefertigt, ist ihr Aufenthalt im Winter und Sommer (Das D. G. nennt sie: la fossure alagant amant, das kit der minnende hol.) Der Dichter beschreibt das Leben des T. und der Y. als jeder Bequemlichkeit entbehrend; aber die allmächtige Liebe ersetzt allen Mangel. Sie wohnen 12 Monat weniger 3 Wochen in dem Walde. (Im D. G. ist die Beschreibung ihres Aufenthaltes in der Höhle von unendlicher Lieblichkeit, das Schott. G. faßt sich sehr kurz.) 20. 21. T. hat ein Wildbret getödtet, in die Höhle getragen und ist darauf in Schlaf an der Seite der Y. niedergesunken. Sein nacktes Schwert hat er zwischen sie gelegt. Der König M. jagt zufällig an diesem Tage im Walde, sein Gefolge findet die Liebenden so schlafend. 22. 23. Die Jäger erzählen dem König M. was sie gesehen, der auch die Höhle besucht. Ein Sonnenstrahl fällt durch eine Ritze des Felsens auf die hohe Schönheit der Y. und ihre Reitze erneuern die Leidenschaft des schwachen Fürsten. Er stopft die Lücke mit seinem Handschuh zu, daß der Schlummer der Lieblichen desto minder gestört sey; und schließt aus dem zufälligen Umstande des gezogenen Schwerts, daß keine ungebührliche Gemeinschaft zwischen T. und Y. statt findet. Sein Gefolge stimmt dieser Ansicht bey. 24. 25. Die Liebenden erwachen nach der Entfernung des Königes und sind erstaunt seinen wohlbekanntnen Handschuh zu finden. *Ritter kommen zu ihnen*, um sie zu M. zu führen, mit dem sie mehr als je ausgesöhnt werden. (Im D. G. bis V. 17880.)

26. — 30. *Der Zwerg* spürt eine Zusammenkunft der Königin und T's aus, wovon er M. unterrichtet. Der König überrascht die Liebenden so plötzlich, daß T. fliehen und Y. zurücklassen muß. Vergebens wird ihm durch M's Gefolge nachgesetzt, das nur die Königin in der Gegend findet, wo es die Liebenden zu entdecken glaubte. Sie behauptet dem unglücklichen M. geradezu, daß sein Gesicht ihn betrogen hat; und er selbst

von der Wahrheit überzeugt scheinend, nimmt Y. wieder in seine Gunst auf. Beym Abschiede gab Y. dem T. ein Ringelein. (Im D. G. bis V. 18160.)

31. 32. T. wagt, während seiner Entfernung, die gefährvollsten Unternehmungen. *Er durchzieht Spanien, wo er drey Riesen erschlägt.* (Davon weiß das D. G. nichts, das nur erzählt, er sey nach Almanie, Deutschland, gegangen und habe dort dem Römischen Reiche tapfer gedient). *Von Spanien* geht er nach Ermonie, wo er freudig von seinen Vasallen, den Söhnen seines alten Pflegers Rohand, aufgenommen wird. Sie bieten ihm die Herausgabe seines Erblandes an, was er aber ablehnt. 33. T. gehet nach Britannien (nach dem D. G. geht er nach Arundel, einem Lande zwischen „Britanie und Engellant.“) wo er dem Herzog (im D. G. Levelin genannt, die Mutter Corsie) in seinen Kriegen beysteht. (im D. G. findet er ihn in seinem Schlosse Karke.) Durch seine Tapferkeit endet er den Zwiespalt in kurzem. T. wird bey der schönen Tochter des Herzogs eingeführt, die Ysonde mit der weissen Hand (im D. G. Ysot blanchimennis) heisst. 33 — 35. T. hat einen Gesang auf die Schönheit der Königin von C. gedichtet; die Prinzessinn von Britannien glaubt, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, daß er sie liebe, und theilt diesen Irrthum ihrem Vater mit. (Von dem Gesange sagt das D. G. V. 18966:

Er vant ouch zu der selben Zit
den edelen leich tristranden,
den man in allen landen
so lieben und so werden hat,
die wile dise werlt stat.

Den Anfang dieses Leich's (Gesanges) theilt uns der D. D. mit:

Ysot ma drue ysot mamie,
enivs ma mort, enivs ma vie etc.

Es wäre höchst merkwürdig, wenn man dieß Lied noch fände.) Der Herzog bietet T. die Hand seiner Tochter an. T. denkt über seine unglückliche Lage nach, über die Unmöglichkeit, Y. von Irland wieder zu sehen, und über das Unrechtmäßige seiner Verbindung. (In diesen Betrachtungen bricht das D. G. mit V. 19315 ab und wir kommen nun zur Fortsetzung des von Vriberc, die wieder mit V. 1. angezählt wird.) Er entschließt sich Y. mit der weissen Hand zu heirathen, die er immer mehr, ihres Namens wegen liebt. Verlobung und Hochzeit werden vollzogen; aber als sie in die Hochzeitskammer treten, fällt T. der Ring vom Finger, den die Königin von C. ihm gab. 36. 37. Dieser Zufall ruft in sein Gemüth alle Treue der Y. von Irland zurück, und die Ge-

fahr in welche er dadurch gerathen; sein Herz wirft ihm die Falschheit vor, deren er sich schuldig gemacht und die er nicht länger fortzusetzen beschließt. Die liebliche Y. von Britannien bleibt eine Jungfrau, obgleich Weib, indem sie ihm dazu ihre Einwilligung giebt. (Im D. G. bis V. 1126.)

Hier weicht nun mit einemmale das D. G. vom Schottischen ganz ab, so dafs gar keine Vergleichung statt findet. Das schottische Gedicht weifs vom Artus gar nichts und von der ganzen Erzählung im D. Gedicht, also V. 1127 — 3738 findet sich kein Wort, und es scheint wohl überhaupt als gewifs anzunehmen zu seyn, dafs Heinrich v. Vriberc einer andern Dichtung folgte, als die ist, welche Gottfried v. St. vor sich hatte. Heinrich v. V. entspricht mehr dem Gedichte, das wir, in ungebundene Rede aufgelöst, im Buch der Liebe finden, obgleich dieses wieder seinen Aufenthalt bey Artus vor seiner Verheirathung mit der weifshändigen Y. hat, und dann wieder in vielem abweicht, so dafs wir also hier 3 Dichtungen schon besitzen.

38 — 40. Der Herzog B. übergibt an T. eine Strecke Landes, getrennt durch einen Arm der See von den Besitzungen eines mächtigen und wilden Riesen, Beliagog genannt. Der alte Herzog bittet seinen Schwiegersohn, sich zu hüten, dafs er, bey der Jagd, nicht die Gränzen seines Landes überschreitet, um der Rache seines fürchterlichen Nachbarn zu verfallen, dessen Brüder Morgan, Urgan und der edle Ritter Moraunt waren, die alle durch das Schwert T's fielen. Dieser kluge Rath reizt nun den Ritter, Bel: einen schnellen Besuch zu machen. 41 — 43. T. folgt seinen Hunden in die Lande des Riesen, der sogleich erscheint; und als er den Namen des kühnen Zudrängers erfährt, beschließt er gleich, seine Brüder zu rächen. T. bietet ihm Kampf an und gesteht seinen Entschluß, sich selbst den ganzen Wald zuzueignen. 44 — 46. B. wirft seine Lanze, die zwischen dem Brustharnisch (hauberk) und der Seite haftet. T. dringt auf den Riesen ein und beyde fechten männlich. Der Ritter haut endlich (As Tomas hatt ous taught, sagt das Gedicht wieder merkwürdig vom Thomas als von einem Fernen) B. den Fuß ab und der Riese bittet Gnade, unter dem Versprechen, seine Schätze und Lande an T. zu übergeben. T. schenkt ihm das Leben, unter der Bedingung: eine Halle zur Ehre Y's und der Brengwain zu bauen. 47 — 49. Beliagog führt T. zu seinem Schlofs, umgeben mit einem Graben, seiner Väter Schlofs (it was his eldren hald); er zeigt dem Ritter eine Pforte, durch die er, wenn es ihm beliebt, eintreten kann. Der Bau beginnt, Werkmänner werden zum Bau einer prächtigen Halle, unter Leitung

des B., beschickt. 50. In der Halle werden dargestellt: Y., Hodain und Peticrewe (hier Pen Cru genannt), Brengw. den Trank bringend, Mark und Meriadok, so lieblich, dafs es keine Bilder (Ymages) zu seyn schienen.

Nun tritt wieder eine Stelle ein im D. G., die dem Schottischen entspricht; sie geht mit V. 3739 an. 51 — 54. Herzog Florentin (vgl. oben 33. den deutschen Namen), begleitet von Tristrem mit seiner Frau, und seinem Sohne Ganhardin (kaedin lifrenis im D. G.) reiten nach der Stadt St. Mattheus, um bey der Hochzeit eines Baron Bonifas und einer Edeln von Lyons gegenwärtig zu seyn. Das Pferd der Y. tritt in ein Wasserlein, das ihr hoch unter ihre Kleider spritzt. Als sie darüber lacht, befragt sie G. um die Ursache und sie sagt: sie lächle über das Wasser, das kühner sey, als je ein Mann gewesen. 55 — 57. G.; heftig erzürnt über die Schmach, die dadurch seinem Geschlechte widerfahren, spricht ernstlich mit T. über diefs Betragen gegen sein Weib. T. antwortet hochfahrend: dafs da sie ihr eheliches Geheimniß verrathen, er ihr für immer entsagt und dafs er zu seiner vorigen Liebe zurück kehre, zu einer Frau, die dreymal schöner sey. 53. Diese stolze Antwort bringt auf G. eine ganz andere Wirkung hervor. Seine Neugier wird sehr gereizt, die unbekante Schönheit, welche ihm T. gerühmt hat, kennen zu lernen, und seine Entrüstung ablegend, wieder der treue Vertraute T's. 59. 60. T. führt G. zu dem wundervollen Schlofs. G. fafst den Verdacht, T. wolle verrätherisch ihn in den Tod führen. T. erklärt ihm, dafs der Riese sein Vasall sey; B. erscheint auf seinen Ruf. 61. 62. Der Riese führt sie in die glänzende Halle. Die Schönheit Y's und B's macht einen solchen Eindruck auf G. dafs er an die Wand taumelt und den Kopf sich blutig stößt. Als er wieder zu sich kommt, gesteht er, dafs die Schönheit der Y. weit die seiner Schwester übertrifft, T. habe sich, über sein Betragen vollkommen gerechtfertigt, und die Schönheit der B. habe ihn selbst so tief verwundet, dafs er sie sehen oder umkommen müfse. (59 — 62. fehlen natürlich im D. G.; bis zu 59. geht es im D. G. bis V. 4052).

63. T. und G. begeben sich nach C., und jener verspricht diesem die möglichste Unterstützung bey seiner Werbung um Breng. — 66. Canados des Königes Mark Constabel, ist auch ein Liebhaber der Y. 67. 68. Can. hört die Königin ein Lied, welches T. dichtete, singen; unhöflich unterbricht er sie, ihr vorwerfend, sie thue Unrecht daran, da der Gesang dem Eulengeschrey und dem Heulen des Sturmes gleiche; dann aber auch, weil T., für den sie so eingenommen, falsch gegen sie gehandelt und die Tochter des Herzogs

von B. geheiratet habe. 69. 70. Y. wirft Can. vor, er sey ein verrätherischer Schurke, überladet ihn mit Verwünschungen und Vorwürfen, wünscht, daß er in allen seinen Werbungen so übel fahre, als bey ihr, und treibt ihn aus ihrer Gegenwart. 71. 72. Die Königin, mißmuthig über die erhaltene Nachricht, begibt sich mit Breng. in den Wald, ihren Unmuth zu besänftigen. T. und Gan. kommen in demselben Walde an und erblicken die Frauen. 73 — 75. T. sendet G. mit dem Ringe, als ein Zeichen, an Y. ab. Indessen erkennt Petrierewe seinen alten Herrn und schmeichelt sich an ihn. Y. erfährt durch G. Botschaft, und durch den Ring, daß T. in der Nähe ist, und beschließt im Walde die Nacht über zu bleiben. 76. Sie bewegt ihr Gefolge, unter dem Vorwande des Unwohlseyns, die Zelte im Walde aufzuschlagen. Sie wird mit Herrn T. wieder versöhnt und Gan. gewinnt B. (Hier weicht das D. G. wieder ganz ab, dagegen stimmt Heinrich v. Vriberc wieder mit dem Tristan im Buche der Liebe; wir machen nur z. B. aufmerksam auf das „blanken land“ V. 4211 des Gedichts und Blankenland des T. in der ungebundenen Rede).

77. 78. Nachdem sie 2 Tage in dem Walde gelebt haben, werden sie beynahe von Canados überrascht, der, unterrichtet durch einen Spion von dem, was geschehen ist, mit der ganzen Macht aus der Gegend kommt, um seinen Nebenbuhler zu fangen. T. und Ganb. werden von der Gefahr durch den getreuen Gouvernail benachrichtiget. Durch die Menge der Verfolger werden sie genöthigt nach verschiedenen Seiten zu fliehen. 79. Y. wird von Can. an den Hof zurückgeführt, welcher prahlt, daß T. nicht wagen dürfe ihm entgegen zu stehen. Die Königin und Breng. machen ihm über seine Behauptung heftige Vorwürfe. (Dieß stimmt mit dem Tr. im Buch der Liebe, Vriberc weiß davon nichts). 80 — 82. Gan. flieht nach Brit. T. bleibt allein in Corn., verstellt in einen Miselsüchtigen (Schott: a Mesel, im D. G. stellt er sich als Narr an), mit einem Becher (Coppe) und einer Klapper (wieder übereinstimmend mit dem Tr. im B. der Liebe). Brengwain entdeckt dem Könige die verdammungswürdige Neigung des Canados. 83. König M. erzürnt über die Dreistigkeit seines Constable, verbannt ihn vom Hofe; und die Königin bewundert die Gabe, welche Breng. hat, zu lügen. (Nun hört selbst die einige Aehnlichkeit mit D. G. auf, das ganz verworren gegen sein Ende ist, da einige Blätter in der Hdschr. verbunden sind, doch weisen Zahlen etwas zu rechte).

84. 85. In einer Unterredung zwischen Breng. und Y. vertheidigt diese den Muth ihres Geliebten, der in der Meinung Brengw. scheint gesun-

ken zu seyn. Brengw. erhält den Auftrag, ihn in der Nacht zur Kammer der Königin zu führen; bey Erfüllung dieses Auftrages tadelt sie Tr. daß er mit Gan. so schleunig vor seinen Feinden geflohen sey. T's Antwort ist der Wunsch, die Ausruhmung eines Turniers, bey dem er und sein Schwager ihren Ruf wieder gewinnen können. 86. 87. Das Turnier wird ausgeschrieben. Can. und Mer. sind die Herausforderer. Gan. kommt aus Brit. zu T., und beyde treten ihren Ausforderern entgegen. T. erinnert sich bey dem Beginn des Streits, seiner alten Zwietracht mit dem Zwischenträger Meriadok, greift ihn an und verwundet ihn heftig. 88 — 90. Ein scharfer und zweifelhafter Kampf beginnt zwischen Can. und Gan., bis T., seinem Waffenbruder zu Hülfe kommend, seinen Gegner absattelt und tödtet. Dieß blutige Ende des Kampfes bewirkt eine allgemeine Bewegung, die T. benutzt, um sich an seinen Feinden zu rächen. Mit dem Beystande G's erschlägt und zerstreut er alle, die ihm widerstehen.

91 — 93. Breng. frohlockt über die Besiegung ihrer Feinde. T. und Gan. kehren nach Brit. zurück. Hier kommt zu T. ein junger Ritter, der keine Schuh trägt und ihn lange gesucht hat. Dieser junge Degen, dessen Namen auch Tristrem ist, wirft sich den Füßen T's und bittet ihn um Hilfe in einem gefährlichen Abentheuer. Ein Recke hat ihm seine Geliebte geraubt. Der Räuber mit seinen 7 Brüdern und 7 andern Rittern geleiten an diesem Tage ihre Beute an einen sichern Ort; der Ritter bittet seinen Namensverwandten, ihm in ihrer Wiedererlangung behülflich zu seyn. T. willigt sogleich ein. 94. 95. Die beyden Ritter waffnen sich selbst, greifen die Räuber an, und T. der jüngere wird bald erschlagen; unser T. rächt seinen Tod und erschlägt die 15 Ritter, aber erhält in seine alte Wunde dabey einen Pfeil. . . .

Hier ist nun eine Lücke in dem schottischen Gedicht; der Herausgeber hat, sich der Mühe unterzogen, noch in dem schwierigen Baue 15 Verse hinzuzudichten, wobey ihn die franz. Dichtung leitet, was wir natürlich übergehen.

Dagegen ist uns äußerst wichtig die Beschreibung und den Auszug zweyer alt französischer Bruchstücke zu betrachten, die ein Herr Douce besitzt und welche George Ellis für den Herausgeber anfertigte. Beyde sind auf Pergament, 22 Bl. stark, geschrieben im 13 Jahrh. Das erste enthält eine regelmässige und umständliche Beschreibung von T's. letzten Abentheuern, und schließt mit seinem und der Y. Tod. Das andere, ein vollständiger und abgesonderter Zwischengesang, fängt auf der zweyten Spalte derselben Seite an, auf der die andere Erzählung schließt

und enthält nur ein einzelnes Abentheuer, in welchem indessen, auf eine geschickte Weise, ein großer Theil von der Geschichte des Helden verwoben ist. So scheint es in eine mönchische Handschrift als ein kurzer Auszug der vorstehenden langen Geschichte eingeschoben zu seyn.

Beide weichen in der Schreibart sehr ab; das erste ist wortreich und weitläufig, das andere gedrängt und leicht. Auch die Schreibung weicht ab; Königs M. Hofhalt ist im ersten zu London, im zweyten zu Tintagel. Dieß zweyte Bruchstück besteht aus 996 Versen. Wir können dem Auszuge keineswegs folgen, behalten uns aber vor, ihn einmahl an einem andern Ort übersetzt bekannt zu machen. Nur einiges wählen wir aus. Tristrem's Schwager heißt hier Kaherdin. T., als Narr verstellt, erzählt dem König, er besitze ein schönes Schloß von Glas auf einem Felsen etc.; dabey nennt er sich Tramtris und macht so Ysott auf sich aufmerksam. Auf eine sehr geschickte Art, wie schon gerühmt, wird T's Geschichte von ihm selbst erzählt, dem schottischen Gedicht und unserm Gottfried entsprechend. (Die Zunge des erschlagenen Drachen verbirgt er hier in seinem Stiefel). Das Hündchen, das T. der Y. schenkt heißt Cru. Der Harfner, der sie wegführt, erhält sie durch die Harfe, durch die Rotte (rote) befreyt sie T., ganz dem schott. Gedicht entsprechend. Der andere Hund heißt auch hier Hodain. Von seinen spätern Abentheuern enthält die Erzählung nichts, die damit endet, daß, nachdem T. erzählt hat, wie die Königin ihren Ring ihm gegeben, diesen Ring vorzeigt, seine Stimme ändert, erkannt wird und nur bey der Königin als Narr und heimlicher Geliebter lebt.

Dieß ist also unbedenklich nicht eins der französischen Gedichte, das einer der deutschen Dichter vor sich hatte, sondern als ein eigen für sich bestehendes und unabhängiges Gedicht zu betrachten.

Desto merkwürdiger ist das erste Bruchstück, das dem schottischen Gedichte entspricht und unstreitig nach ihm gemacht ist. Auch für uns ist es wichtig, wir wollen aber nur einige gelegentliche Bemerkungen andeuten. Zuerst in der langen Stelle des Gedichts, die S. XLI der Einleitung abgedruckt ist und in welcher der franz. Dichter die verschiedenen Dichtungen tadelt, die Unwahrheiten von Tr. erzählen. Wir gehen auf diese Stelle zurück, in der uns einiges verständlicher seyn würde, wenn wir den Schluß von des Thomas Gedicht hätten. Der Dichter sagt, er habe sie von vielen gehört, wisse, was sie gesungen und aufgeschrieben (mis en escrit) hätten. Aber, (und dieß ist nicht zu vernachlässigen) selun ce

que j'ai oij, Nel dient pas sulun *Breri*, ki solt les gestes et les cuntes, de tus les reis, de tus les cuntes, ki orent esté en Bretagne, et sur que tut de cest ouraingne. Dafs er französische Dichter meint, geht aus dem folgenden hervor: Flursurs de *nos* granter ne volent u. s. w. Ob S. 237. die Stelle, *As images se délitoient*, Pur les dames que tant amoient, von den Bildern, die Belliagog anfertigen liefs, zu verstehen ist, oder blofs von den Bildern der Einbildungskraft der Liebenden, wagen wir nicht zu entscheiden, da uns der vorgehende Vers fehlt.

Die Anmerkungen geben uns ebenfalls viel wichtiges für die Kenntniß der Werke des Mittelalters, besonders rücksichtlich englischer Gedichte, und sind ebenfalls, wie das Ganze, mit dem rühmlichsten Fleiße gemacht. Wir können auch hier nur wenig bemerken: S. 258. wird angeführt, daß in dem schönen Gedicht von Florence und Blaunche Floure (Flos und Blankflos) der Held sich Zugang zum Harem des Sultans von Babylon verschafft, worin seine Geliebte lebte, daß er dem Thurhüter verstattet, ihm ein Spiel im Schach abzugewinnen. Deutet dieß nun auch auf eine Aehnlichkeit mit dem Gedichte bey uns in oberdeutscher Sprache, so würde doch ein Unterschied obwalten, in so fern nicht ein Mißverständniß des engl. Gedichts zum Grunde liegt. — Zu bemerken ist S. 270 daß Jones' Verzeichniß der alten brittischen Barden sagt: Tristram Mab. Tallweh, ein Schüler des Merddin (Merlin) und einer der tapfersten Krieger am Hofe des Königs Arthur. Ja eine andere alte Handschrift macht Arthur selbst und seine beyden Ritter Tritrem und Lambroch (?) zu Sängern. S. 275. ist die Frage aufgeworfen, ob unter Ermonie, worüber schon weiter oben Untersuchungen waren, nicht gar Deutschland (Germany) gemeint sey, da es mit Almain zusammen vorkommt. So wäre denn Tr. hier als ein Deutscher betrachtet. Wir wollen es nicht ablehnen, glauben es aber nicht, machen aber doch auf Gesang III 31. 32. aufmerksam; doch wird man im Deutschen nie Yermony für Ermonie aussprechen, wie der Her. glaubt. — Der Auszug aus Hanmer's Zeitbuch (apud Champion. p. 51. Edit. 1633.) ist merkwürdig, aber für uns zu lang. Wir führen daraus nur die wenigen Worte an: In Dublin, auf dem Walle der Stadt, ist ein Wachthaus, genannt Isods Thurm, und nicht weit von Dublin ist eine Kapelle mit Namen Isots Kapelle (Chappel — Isod.) — Dagegen können wir folgende Nachricht nicht vernachlässigen: Eodem anno (sc. 1339) sub castro Seprii in monasterio de Torbeth, flante quodam vento terribili, quaedam magna arbor divinitus est evul-

sa radicitus, subque inventa fuit sepultura ex marmore multae pulchritudinis. In hoc sepulcro jacebat Rex Galdanus de Turbet, Rex Longobardorum, in cujus capite erat corona ex auro, in qua erant tres lapides pretiosi, scilicet Carbunculus pretii II millia florenorum, et unus Achates pretii D florenorum. In manu sinistra habebat unum pomum aureum, a latere erat unus ensis habens dentem in acie satis magnum, qui fuerat Tristantis de Lyonos cum quo interfecerat Lamoranth Durlanth. Unde in pomo ensis sic erat scriptum: Cel est l' espee de Meser Tristant, un il occist l' Amoroyt de Yrlant. (Qualvaneci de la Flamina de rebus gestis Azonis Vicecomitis). Die Behauptung, alte Schwerter und Waffen zu besitzen, war im Mittelalter überaus häufig.

Bey den Anmerkungen zum zweyten Gesange haben die Forscher der Liter. des Mittelalters S. 284. die Nachrichten und Vermuthungen über Carlioun (Castrum Leonense) zu beachten. S. 285. Das in altd. Ged. oft vorkommende Grau (Grauwerk) entspricht dem ebenso gebrauchten Schottischen „grüis“, auch von der grauen Farbe des Pelzwerks, wahrscheinlich vom kleinen Wiesel, weniger werth als das, was „vair“ genannt wird, das Fell des ungarischen Eichhörnchens, noch höher steht Hermelin (Ermine). — S. 309 finden wir Nachrichten von der auch für uns wichtigen Rotte. „Die Rotte (rote) war ein altes Tonwerkzeug, durch ein Rad gespielt, daher der Name. Tyrwhitt scheint zu glauben, daß sie einem alten Psalter (Tonwerkzeug welches mit Stäben geschlagen ward) glich, doch anderer Gestalt und mit mehr Saiten. Ritson sagt: sie ist wie die Mandoline der Neuern, oder Hurdy Gurdy der herumstreichenden Savoyarden. Eine besondere Art des Gesanges war gewiß mit ihr verbunden, die William von Waddington, (lebte um die Mitte des 13. Jahrh.) Rotewanges nannte.“ — S. 318 finden wir einen nicht unbedeutenden Auszug aus dem Gedicht Amis und Amelion, das unser deutsches Engelhard und Engeldrut ist, wie wir schon oben bemerkt. Engeldrut heist hier Belisaunt. S. 321. finden wir noch ein Zauberwerk des Zauberers Virgilius, das uns noch nicht bekannt war. „Virgilius machte zu Rom eine metallene Schlange durch seine Listigkeit, daß ein jeder die Hand in den Rachen der Schlange stecken sollte, um zu schwören, daß seine Sache recht und wahr sey; und war seine Sache schlecht, so konnte er die Hand nicht heraus ziehen, war sie gut, so zog er sie heraus, ohne daß ihm einerley Ding geschah.“ (Hiermit vergl. meine Erzählungen des Mittelalters Bd. I. S. 136).

Anmerkungen zum dritten Gesange. S. 328.

Die Alten glaubten, Britannien sey durch Riesen bevölkert worden, die aus Griechenland dorthin gekommen. So erzählen die Schäfer in Schottland noch, mit mehrern andern, die Geschichte vom rothen Recken (Etin) mit drey Köpfen. „Diese Riesen wurden durch Brutus und seine Nachfolger ausgerottet, aber die Höhlen, welche diese mächtigen Eneks Söhne ohne Mühe aushöhlten, werden noch in verschiedenen Theilen von Cornwall und Devonshire gesehen (Borlar's Cornwall p. 292). Vergleiche damit die Beschreibung der Höhle, worin T. und Y. leben, im Tristan des Gottfried von Strafsburg. S. 346—48. Unter lehrreichen Bemerkungen über die Aussätzigen, die in mehrern Gedichten vorkommen, findet sich auch die, rücksichtlich des Gebrauchs des Bechers, um Almosen zu empfangen und der Klapper, um die Vorübergehenden zu warnen, daß noch jetzt in Italien Bettler zu finden sind, merkwürdig wegen ihrer Unverschämtheit und Hartnäckigkeit, die sich noch fortwährend des Bechers und der Klapper bedienen. — Der Her. führt viel bedeutende Stellen aus der alten französischen Bearbeitung in ungebundener Rede an, aus der sich wieder wichtige Verschiedenheiten und im Gegentheil auch wieder merkwürdige Aehnlichkeiten mit dieser und jener Bearbeitung ergeben, höchst wichtig für den, der einmahl die abweichenden Sagen verbinden, vergleichen und bearbeiten will, wie denn überhaupt diefs Buch die Forscher des Mittelalters auf die mannigfachste Weise anspricht. — Der Verf. erzählt ein anderes Wunder am Grabe der Liebenden, übereinkommend mit dem Tr. im Buch der Liebe und doch abweichend: „aus dem Grabe T's entsprang ein schöner Rosenstock und schlang sich um das Grabmahl der Y. Drey-mahl ward er abgehauen, auf Befehl des Königes Mark, aber am Morgen darauf grünte er immer wieder in aller seiner Schönheit. Ce miracle estoit sur Monseigneur Tristan et sur la Roynie Yseulte. Das Wörterbuch könnte manche Aufklärung aus dem Altdeutschen und Isländischen erhalten.“

Schließlich bemerken wir noch, daß der von Vriberc am Schluß seines Gedichtes noch sagt:

als Thomas von Britania sprach
von den zwein süzen jungen
in Lampartischer Zungen.

Gottfried von Strafsburg spricht immer von Britanischer Sprache. — Druck und Papier sind schön.

Büsching.

Römisches Recht.

Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta, observationibus maxime literariis distincta, in usum praelectionum adumbravit *Christ. Gottl. Haubold*, jur. Doct. et Prof. Lips. Lipsiae sumtibus Jo. Conr. Hinrichsii 1814 — 466 pag. in 8.

Eine vieljährige Erfahrung überzeugte den Herrn Verfasser des vorliegenden Werkes, daß die an den ausländischen Universitäten allgemängbarere Methode, am Anfange des civilistischen Cursus Rechtsgeschichte und Institutionen neben einander abgesondert zu lehren, nicht ganz zweckmäßig sey, und brachte ihn auf die Idee, beyde Gegenstände in einem Collegium zu umfassen, wozu auch schon früher Hofrath *Thibaut* (Ueber das Studium der römischen Rechtsgeschichte, in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur für Jurisprudenz und Staatswissenschaften, Jahrgang 1808 Seite 1 — 16) den Vorschlag gemacht hat. Da aber unserm Auctor zur Ausarbeitung eines vollständigen Lehrbuches nach seinem Plane eine längere Zeit nothwendig schien; so lieferte er gegenwärtig nur einen Entwurf zu demselben, welcher sich von ähnlichen Arbeiten eines *Schweppe*, *Heise* u. a. dadurch unterscheidet, daß 1. die auf jede Materie sich beziehenden Stellen sowohl aus den Antiquitäten und Institutionen von *Heineccius*, als aus *Bach's* Rechtsgeschichte *) citirt sind; 2. überall die dahin gehörige Literatur angeführt; und 3. am Ende ein Register beygefügt ist, worin die echt Römischen und die scholastischen termini technici durch Zeichen, nach *Hugo's* Beyspiel, genau von einander unterschieden werden. Sehr weitläufig sind die Nachträge und Berichtigungen ausgefallen (Seite 395 — 442), großentheils deswegen, weil der Herr Verf. einen Theil des gegenwärtigen Werkes schon vor 4 Jahren schrieb.

Da bey der dargestellten Beschaffenheit dieses Buches weder ein Auszug, noch eine anderweitige Kritik möglich ist, so begnügt sich Refer. zu der im Ganzen sehr vollständigen und sorgfältig gewählten Literatur noch folgende Zusätze zu liefern: §. 57 *Gravina*: tr. de imperio Romano

*) zugleich werden diese Schriften dem Anfänger als libri aerei empfohlen.

c. 27. — §. 198. *Schöman* Handbuch des Civil-Rechts I. 2 und *Dabelow*: (Ueber die Verjährung II. Th. S. 108 — 134. — §. 405. *Schöman* a. a. O. I. 1. und *Thibaut*: System des Pandekten-Rechts §. 261. — §. 417. *Chlum*: Der Besitz unter Justinian 1808 und *Ebenderselbe*: Das Recht des Besitzes 1813. — §. 462. *Driesen* diss. de dominio s. jure possessoris in fructus b. fide perceptos non temporali, ad L. 48. de acquir. rer. dom. Gröning. 1803. — §. 464. *Kori* Die Theorie der Verjährung nach gemeinen (und sächsischen Rechten. Leipzig 1811. — §. 468. *Münter*: Von den Servituten nach dem reinen Sinne der Gesetzgebung I. Th. Von Prädial-Servituten. Hannov. 1806. — §. 480 *Luescher*: de cautione ob usum fr. ver. praestanda. Heidelberg 1811. — §. 482 *Madihn*: de vera servit. usus notione. Traj. ad. V. 1803. — §. 508. *Hennemann*: Ueber die bevorzugte Hypothek des Fiscus in den nach dem Contracte erworbenen Gütern des Schuldners. Schwer. und Wism. 1800. — §. 533 *Schneidt*. de querel. inoff. test. int. parent. et lib. exule. Wirceb. 1778. — §. 566. *Schöman* a. a. O. II. 12. — §. 569. *Voet*: de familia heriscunda (im Auszuge in dessen Commentar). §. 613. a. *Hübner*: progr. de condit. difficili ultim. voluntatib. adscripta Lipsiae 1798. — §. 613. c. *Thibaut* Versuche I. 4. — §. 637. *Griesinger*: Beweis, daß das Anwachsungsrecht bey dem usu Statt finde Stuttg. 1794. §§. 8. — 14. und *Schöman* a. a. O. II. 1. — §. 732. *Röstin* Abh. von den bes. weiblich. Rechten II. B. Seite 53 u. fg. — §. 749 de *Lutenberger*: diss. exhib. transactionis notionem, eamque in eundem modos ex jur. Rom. princ. Tub. 1798. — §. 752. *Grolman* Versuch einer Entw. d. rechtl. Natur des Ausspielgeschäfts 1797. — §. 767. *Eichmann*: Der Kriegsschäden-Ersatz nach Grundsätzen des Civil-Rechts Altenburg 1813 Seite 21 — 47. — §. 798 *Böhmer*: de act. sect. 1. c. 3. §. 19 522. — §. 804. *Schöman* a. a. O. II. 4. — und §. 588. *Weindler*: Ueber Vermuthungen, vorzüglich in Hinsicht auf bürgerliche Rechtslehre Landshut 1807. — Dafs §. 533. die eigene Dissertation des Verfassers (de different. inter testament. null. et inoff. Lipsiae 1784) nicht vorkommt, ist wohl nur eine lobenswerthe Bescheidenheit.

Ref. endigt mit dem Wunsche, daß der sehr gelehrte Herr Verf., welcher schon durch viele Schriften seine Meisterschaft im Civil-Rechte bekrundet hat, den vorliegenden Entwurf bald ausführen möge.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 49.

Dienstag den 20. Juni.

1815:

Chirurgie.

Ph. Fr. von Walther des B. bayerisch. Civilverdienstordens von der bayer. Krone Ritter, der Philos., Medic., und Chirurg. Doctor, k. bayer. Medicinalrath, ö. o. Lehrer der Physiologie und Chirurgie an der L. Max. Universität in Landshut, des chirurg. und Augenkranken Klinikums Director, der k. Akademie der Wissenschaften in München u. der physical-medicinischen Societät in Erlangen u. a. Mitglied über *die angeborenen Fettgeschwülste und andere Bildungsfehler mit 2 Abbildungen* glücklich ausgerotteter monströser Lipome. Landshut bey Philipp Krüll Universitätsbuchhändler 1814 gr. Fol. S. IV. 36.

So entschieden überwiegend über das, leider täglich mehr um sich greifende, Theorien und Hypothesen-Haschen in Bezug auf redliche (?) Festbildung der Heilkunde das Verdienst einer sorgsam, vielfältigen und treuen Casuistik ist, welche seltene oder durch Besonder- und Eigenheit instructive Fälle zur Oeffentlichkeit bringt; so ist denn doch der Antheil des, vielleicht auf reichhaltige Eigenkasuistik, mächtig groß sich Dünkenden bey weitem kein so großer an diesem Verdienste, indem nicht selten sein reicher Besitzthum eine launige Gabe des Ungefährs, der Gelegenheit, oder der Begünstigung anderer Welt und bürgerlichen Verhältnisse, vorzüglich der Mehrzahl an Jahren, der Amtirung, des erweiterten Wirkungskreises u. dgl. ist. Wenn aber der Casuistiker, ferne vom anmassenden Vornehmthum seines Einzellebens, mit fleißig sichtigendem Scharfblicke die Vorräthe der Vor- und Jetztzeit durchforschet, um im Aehnlichen, Gleichen oder Verschiedenen die richtige Erkenntniß und Heilbehandlung aufzufinden, dann hat er, gleichviel ob im Zufälligen oder Gefundenen, mit besonnenem Vorbedachte und mühesam geübten Talente, sich ein, seinem Selbst allein gebührendes, mehr oder minder löbliches Verdienst geschaffen.

Sechstes Heft.

Dieses nimmt Hr. Prof. *Walther* durch vorliegende Abhandlung in Anspruch; indem er nicht bloß einen, durch Seltenheit für Naturforschung und Heilkunde gleich interessanten, Krankheitsfall anschaulich zeichnet, sondern auch durch ein beleuchtendes Raisonement, durch Vergleichstellung mit ähnlichen und verschiedenen, anderwärts erzählten Fällen, und besonders durch Entwicklung hoher physiologischer und anderer Kenntnisse seinen Künstler-Werth beurkundet. Die beyden Zeichnungen von der Hand des H. Med. Dr. Münz sind fleißig und rein gearbeitet, und der Stich entspricht denselben Forderungen. Daß aber der Hr. Verf. den großen Folio Format wählte, will Rec. mehr der beabsichtigten Bessererhaltung der Abbildungen, die aber denn doch unter einem anderen Formate eben auch nicht so sehr gefährdet ist, als einer, durch Nachahmungs- und Eigensucht zu der Zeit etwa getrübbten, Gemüthlichkeit zusprechen. Uebrigens muß die literarische Welt mit Dank die in pecuniärer Hinsicht gewiß nicht gelohnte Bemühung des Hrn. Verf. anerkennen. Das Ganze ist unter 4. Nummern abgetheilt.

Unter I. ist die Krankheits- und Operationsgeschichte gegeben. — Bey einer 19 jährigen Bauern-dirne, gesunden und guten, jedoch schwächlichen und im Wachstume zurückgebliebenen Körperbaues, hatte angeborne Mißbildung eines großen Theiles der Haut statt, welche sich an verschiedenen Stellen nur durch eine abnorme Färbung der Haut, und somit als gewöhnliches Muttermal ausprägte, an anderen Gegenden aber, vorzüglich am Rumpfe in 24, theils größeren, theils kleineren, Auswüchsen oder vielmehr Erhabenheiten ausgewuchert hatte, von denen die kleinern theils knopfförmig oder halbkugelig, die größeren aber sackförmig herabgingen. Der größte dieser Säcke hatte 19 Pariser Zoll im Umfange, wog zwischen 16 — 18 Pfund, dehnte sich von der Gegend des Kreuzbeines unter der rechten Hüfte nach vorne über den Oberschenkel aus, und senkte sich (so wie aus der Zeichnung zu

entnehmen) bis zum unteren Drittheil des Oberschenkels herab. Durch einen Fall, und in Folge dessen, auf dieser Monstrosität veranlafstes sehr schmerzhaftes Geschwür wurde die Behaftete bewogen bey H. Prof. *Walther* Hülfe und Heil zu suchen. Nach allseitiger, durch anatomische, physio- und pathologische Kenntnisse berichteter, Beschauung und Deutung der gegebenen Zeichen erkannte der H. Verf. diese Mißbildung als einen, aus naevus und lipome zusammengesetzten, Haut und Fetthautfehler, und sprach ihn als naevus lipomatodes aus. Nach diesem, und mit Hinblick auf das Verhalten anderer Kunstverwandten in ähnlichen Fällen, nach gehöriger Würdigung der Anzeigen und Gegenanzeigen entschloß sich der H. Verf. dem dringlichen Wunsche der Behafteten zu willfahren, und die größte, in jeder Beziehung der Kranken äußerst lästige, Sackbildung hinwegzunehmen. Die Hinwegnahme — (nicht Ausrottung), deren Detail ich übergehe, geschah mit dem großen Amputationsmesser, so nahe als möglich, an der Einpflanzung des Sackes. Die nach der Operation einen Schuh breite, und einen halben lange, somit ungeheure Schnittwundfläche wurde theils durch blutige, theils trockene Nath bis zu einer Spalte von 3 Zollen überdeckt, und eine unbedeutende Nachblutung bald zum Stillstande gebracht. Eben so wurden das Wundfieber und andere dazwischen laufende Krankheits-Erscheinungen leicht gehoben; aber am 22ten Tage nach der Operation traten, wahrscheinlich mehr in Folge anomaler Reinigung und Hystericism, Gefahr drohende Nervenzufälle ein. Durch die, von oben rühmlich erwähnten H. Dr. *Münz*, mehrmahlen versuchte Calmirung, und durch den Gebrauch der Ambraessenz, die sie, nach öfters wiederholter Manipulation, unter allen Arzneyen nur einzig vertrug, wurden auch diese Erscheinungen im Zaum gehalten, und endlich durch den Eintritt der Reinigung und durch Bibergeilessenz ganz beseitiget. Im ferneren Verlaufe der Behandlung trat keine besonders beachtbare Erscheinung hervor, und die Wunde schloß sich allmählich in 4 Monathen. Nach 10 Monathen wurde auf Verlangen der Patientinn der, an Grösse, zweyte Sack 2 Pfund wiegend abgenommen. Bemerkenswerth ist, daß die übrigen Fetthautgeschwülste aufser der, der abgenommenen gerade gegenüber befindlichen und nun auch hinweggeschnittenen, nicht, wie zu besorgen stand, schneller als früher fortgewachsen waren. Auch diese Operation hatte den glücklichsten Erfolg, und die Behaftete hatte nach 3 Jahren, als sie der Hr. Verf. wieder zu Gesichte bekam, an gutem Aussehen und Kräftigkeit des Körperbaues zugenommen. Die Person Namens Anna Reiner ist im Dorfe Unterkir-

chen, im kön. bayerischen Landgerichte Mühlendorf bey dem Ortspfarrer Hrn. Math. Sagerer zu erfragen.

Unter Nr. II. macht der Hr. Vf. eine sehr sinnige Vergleichstellung des Falles mit ähnlichen in den Schriften anderer Beobachter, eines *Büffons*, *Lwater's*, *Wünsch's*, *Thomas Bartolin's*, *Barth. v. Siebold*, *Akrell's*, *Sandifort's*, *Tulpius* u. a. die, wie schon oben erwähnt, meisterhaft bis zur Bestimmung des vorstehenden Falles durchgeführt ist, und in Wahrheit die nosologische Unterordnung des naevus simplex, lipomatodes und varicoedes unter das genus naevus maternus rechtfertiget.

Unter Nr. III. versucht sich der Hr. Verf. im Urtheile über die Entstehung des, von ihm mit Grunde so benannten, fettgeschwülstigen Muttermales. Indem er den Einfluß des sogenannten Versehens der Mütter auf die Bildung dieser Abnormitäten im Fötus, als problematisch (was er für den Rec. nicht ist) und wenigstens auf vorstehenden Fall nicht passend, nur durch Aufführung fremder Meinungen und Beyspiele berührt, geht er von Erforschung des Entstehungs- Grundes überhaupt ab, und zur Beleuchtung der Entstehungs- Weise über. Er sucht sie in der Urentwicklung des Fötus, in dem in seiner Vitalität an sich vorherrschenden Hydrogenisirungs- Vorgange, in dem relativ zu sehr beschränkten Oxydationsprozesse, und der somit verhältnismäßig gleich unvollkommenen Azotirung des Blutes, welches Mißverhältniß laut der Mehrheit der Fälle fetthäutiger Entartung in der Rücken und Lendengegend sich vorzüglich auszusprechen scheint. Rec. bemerkt hier einzig, daß so sinnig diese Hypothese ist, sie denn doch höchstens nur auf chemische Untrüglichkeit Anspruch machen kann, und selbst diese ist, leider nach Erfahrung des Tages, nur eine höchst schwankende.

Unter Nr. IV. schließt der Hr. Verf. noch 5 Beyspiele angeborener Bildungsfehler anderer Art bey. 1) Verwachsung des Zeige, Mittel, Ring und kleinen Fingers untereinander an beyden Händen eines 8 jährigen Knabens, wo nur die Trennung der Zeige- von den Mittelfingern möglich war, indem die (wie meist) nicht bloß häutige Verwachsung, sondern vielmehr Ineinander Verschmelzung der übrigen Finger kein Zweckentsprechendes Darzwischenkommen mit dem Bistourie gestattet; auch waren die 2. und 3. Zehe des linken Fusses zum Theile verwachsen. Die Erinnerung, wodurch der Hr. Verf. seine Kunstgenossen bey dieser Gelegenheit auf den Unterschied zwischen primitiven, angeborenen, und consecutiven, zufälligen Fingerverwachsungen, und Bezugs dessen auf die, oft unüberwindbaren, Operations-Verhältnisse bey ersteren aufmerksam

macht, mag wohl nur für einen Theil der, minder, Erfahrenen wohlmeinend und dringlich ausgesprochen seyn. 2) Nun folgt die Beschreibung zweyer Fälle von angeborener Verbildung des äußeren Ohres, worin der Hr. Verf. sein Vertrautseyn mit vergleichender Anatomie und Physiologie bearkundet; unter 3) das Beyspiel einer sechsten Zehe am linken Fulse eines 3/4 jährigen Mädchens, die der Hr. Verf. extirpirte. Am Schlusse unter 4) die Beschreibung eines, seiner Sammlung pathologisch anatomischer Präparate, eigenthümlichen, Kopfes eines monoculus, den der thätige H. Verf. zur Untersuchung des Verhältnisses der Sehnerven unter sich und zu anderen Hirnparthieen zu benützen, und dann die Resultate seiner Bemühungen ebenfalls zur öffentlichen Bekanntmachung zu bringen verspricht.

G. S.

Philologie.

Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum, edidit Ludovicus Doederlein, Philisophiae Doctor. Erlangae, 1814. gr. 8. S. 110.

Der hoffnungsvolle Verfasser, der schon in den Actis philologorum Monacensium P. I. S. 27. ff. eine schöne Probe seiner Gelehrsamkeit und kritischen Urtheilskraft abgelegt hat, beschäftigt sich in dieser Schrift nicht allein mit der Verbesserung verderbter Stellen des Sophokles und der Rectification der gewöhnlichen Lesart gegen die Vermuthungen anderer Kritiker, sondern zeigt auch im Allgemeinen, was die bisherigen Bearbeitungen der Tragödien des Sophokles noch zu wünschen übrig lassen, und wie eine vollendete Ausgabe derselben endlich zu Stande gebracht werden könne. Der Herausgeber des Sophokles hat nach seiner Ansicht vornehmlich diese vier Punkte zu berücksichtigen: 1) er muß den Text von unnöthigen Conjecturen reinigen; 2) die gewagten Verbesserungen verderbter Stellen entfernen und leichtere dafür einsetzen; 3) alle ihm zu Gebot stehenden Handschriften sorgfältig benutzen, und 4) eine genauere Interpunction nach dem Vermaafs und dem Sinne einführen.

Cap. I. *Loci quidam Sophoclis a corruptionis suspicione vindicantur.* Der Verfasser sucht vorzüglich solche Stellen, welche der neueste Bearbeiter der Tragödien des Sophokles, der seel. Erfurdt verbessern wollte, zu vertheidigen. Im 57. Vers der Trachin. nimmt er die gewöhnliche Lesart $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu$ in Schutz, und erklärt sie als absoluten Ausdruck durch *ut mihi videtur*, so daß sich $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu$

auf $\delta\acute{\nu}\pi\epsilon\rho$ $\epsilon\acute{\iota}\kappa\acute{o}\varsigma$ beziehen müsse. Dieses absolute $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu$ ohne $\epsilon\acute{\iota}\mu\omicron\iota$ ist aber ungewöhnlich, und die Entfernung des $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu$ von $\delta\acute{\nu}\pi\epsilon\rho$ $\epsilon\acute{\iota}\kappa\acute{o}\varsigma$ zu groß, als daß diese Erklärungsweise genügen könnte. Die Handschrift der Pariser-Bibliothek Nr. 2787. hat $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}$; verwandeln wir daher $\nu\acute{\epsilon}\mu\omicron\iota$ in $\nu\acute{\epsilon}\mu\epsilon\iota\nu$: $\epsilon\acute{\iota}$ $\pi\alpha\tau\rho\acute{\varsigma}$ $\nu\acute{\epsilon}\mu\epsilon\iota\nu$ $\tau\acute{\iota}\nu'$ $\acute{\omega}\rho\alpha\nu$ $\tau\omicron\upsilon$ $\kappa\alpha\lambda\acute{\omega}\varsigma$ $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$ $\delta\alpha\kappa\epsilon\acute{\iota}$, so gewinnen wir eine leichte Construction und einen sehr passenden Sinn; $\epsilon\acute{\iota}$ ist *weil* oder *da doch*, s. *Bud. Comment. L. Gr. S. 519. Mackland 3. Lys. S. 670. und Hoogev. de Partic. gr. ling. S. 227 ff. Schütz.* — Sehr gut vertheidigt dagegen Hr. Döderlein V. 178. $\pi\rho\acute{\varsigma}$ $\chi\alpha\rho\acute{\alpha}\nu$ $\lambda\acute{o}\gamma\omega\nu$ gegen $\chi\acute{\alpha}\rho\iota\nu$ $\lambda\acute{o}\gamma\omega\nu$. — V. 661. sucht er $\tau\acute{\alpha}\varsigma$ $\pi\epsilon\iota\theta\omicron\upsilon\varsigma$ $\pi\alpha\gamma\chi\rho\acute{\iota}\sigma\tau\omega$ in Schutz zu nehmen, und erklärt es durch $\tau\acute{\alpha}$ $\pi\epsilon\iota\theta\omicron\iota$ $\pi\alpha\gamma\chi\rho\acute{\iota}\sigma\tau\omega$; der Gracismus verknüpfe nämlich das Adjectivum im Neutro mit dem Genitiv des Substantivs, was er durch mehrere Beyspiele zu erläutern sucht, in denen aber nirgends ein Adjectivum vorkommt, sondern der Artikel oder ein Pronomen steht, wie $\tau\omicron$ $\beta\acute{\iota}\omicron\tau\omicron\nu$, $\omicron\acute{\upsilon}\delta\epsilon\nu$ $\acute{\alpha}\tau\eta\varsigma$, $\tau\acute{\iota}$ $\acute{\alpha}\gamma\gamma\epsilon\lambda\acute{\iota}\alpha\varsigma$ u. s. w. Wir bezweifeln es daher, daß das Adjectiv ohne Artikel mit dem Genitiv des Substantivs in dem Sinne verbunden werden könne, den der Verfasser den Worten $\tau\acute{\alpha}\varsigma$ $\pi\epsilon\iota\theta\omicron\upsilon\varsigma$ $\pi\alpha\gamma\chi\rho\acute{\iota}\sigma\tau\omega$ unterlegt. — *Electr. 1276.* bemerkt er richtig, daß $\eta\delta\omicron\nu\acute{\alpha}\nu$ mit $\acute{\alpha}\pi\omicron\sigma\tau\epsilon\rho\acute{\eta}\sigma\eta\varsigma$ verbunden und zu $\mu\epsilon\delta\epsilon\sigma\delta\alpha\iota$ die Partikel $\acute{\omega}\sigma\tau\epsilon$ ergänzt werden müsse. — *Oedip. Tyr. 413.* nimmt er die alte Lesart $\sigma\acute{\upsilon}$ $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\delta\acute{\epsilon}\delta\omicron\rho\rho\kappa\alpha\varsigma$ $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\varsigma$ gegen die Brunkische Lesart in Schutz, und erklärt das zweyte $\kappa\alpha\acute{\iota}$ durch *dennoch*; eben so ruft er V. 1519. $\acute{\alpha}\pi'$ $\omicron\acute{\iota}\kappa\omega\nu$ zurück. — *Philokt. 681.* vertheidigt er $\epsilon\rho\acute{\xi}\alpha\varsigma$ $\tau\acute{\iota}\nu'$ und supplirt $\tau\iota$. — *Oedip. Colon. 1211.* erinnert er gegen Bothe, daß zu dem Genitiv $\tau\omicron\upsilon$ $\mu\epsilon\tau\rho\acute{\iota}\omicron\upsilon$ aus dem Vorhergehenden das Zeitwort $\chi\rho\acute{\eta}\zeta\epsilon\iota\nu$ ergänzt werden müsse. — *Antigon. 669. ff.* vertheidigt er gegen Seidler die gewöhnliche Lesart, und erklärt $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\nu$ V. 669. für $\epsilon\acute{\iota}\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu\omicron\nu$. — V. 781. nimmt er $\acute{\alpha}\nu\acute{\iota}\kappa\alpha\tau\epsilon$ $\mu\acute{\alpha}\chi\alpha\nu$ und $\kappa\tau\acute{\eta}\mu\alpha\sigma\iota$ in Schutz; letzteres erklärt er so: „*Amor, qui ferocius opulentos et potentes ad libidinem propripis, sed mitibus mitis insides puellis.*“ Wir können uns von der Echtheit des $\kappa\tau\acute{\eta}\mu\alpha\sigma\iota$ nicht überzeugen; denn welche Entgegensetzung wäre die der Reichen und der Mädchen? Am wahrscheinlichsten ist uns Musgrave's Vermuthung $\sigma\chi\acute{\eta}\mu\alpha\sigma\iota$ (das Abstractum statt des Concreti gesetzt): *der du Hohe befällst oder deiner Macht unterwirfst*, bey denen sich die Liebe um so gewaltiger und, wenn sie Widerstand findet, um so stürmischer äußert, je mächtiger sie sind (und dieses würde ins Besondere auf den Hämon, den Sohn des Königs Kreon, eine Anspielung enthalten), dagegen die Liebe der zarten Jungfrau gleichsam nur ein nächtliches (also unwillkürlich sich verrathen-

des) Sehnen ist, das ihre Wangen umspielt und ihren Busen hebt.

Cap. II. *Corrupta leniori correctione restituuntur.* Oedip. Tyr. 329. verbessert er τὰ μὲν ὡς (d. i., πρὸς) σ' ἀνείπω, μὴ τὰ σ' ἐκρήνω κακά. — Ganz misslungen ist die Verbesserung der platonischen Stelle Polit. I. S. 328. E., indem er für χαλεπὸν τοῦ βίου lesen will χαλεπὸν τὸ τοῦ βίου, und χαλεπόν, so wie Heindorf 3. Theaet. S. 395., für das Neutrum hält, da es doch das männliche Geschlecht ist, s. Ast, z. Polit. S. 328. Den Beyspielen, welche Ast aufgestellt hat, um den bisher wenig beachteten Sprachgebrauch zu erläutern, kann man noch das aus dem 6. platon. Brief. S. 322. E.: ἄπειροι γὰρ εἰσι διὰ τὸ μὲν ἡμῶν, μετρίων ὄντων καὶ οὐ κακῶν, συχνὸν διαστρεφῆναι τοῦ βίου, hinzufügen. — Oedip. Colon. 547. schlägt er vor zu lesen: καὶ γὰρ ἄλους ἐφρονεῖσα καὶ ἄλεια; schon Hermann hatte ἄλους für ἄλλους verbessert. — Philokt. 500. verbessert er πομπόν τε, κού τὸν ἄγγελον: „ad te enim venio ut ad comitem meum, non ut ad nuntium.“

Cap. III. *Textus e codicibus corrigitur.* Hier theilt er uns mehrere Lesarten einer Münchner Handschrift mit, welche den Aias, die Elektra und den König Oedipus enthält; die abweichenden Lesarten der Handschrift in der Elektra sind vollständig angegeben. Wo sich die Gelegenheit darbietet, werden auch mehrere Stellen des Sophokles und anderer Dichter theils verbessert, theils erläutert.

Cap. IV. *Distinctio et interpretatio corrigitur.* Auch in diesem Abschnitte hat der Herr Verfasser von seinem gründlichen Studium der alten Dichter, ins Besondere der Tragiker und des Sophokles, treffliche Beweise geliefert. Der *Appendix* enthält einen schätzbaren Beytrag zur Bereicherung der griechischen Lexica, vorzüglich des Schneiderschen Wörterbuchs, wofür wir dem Verfasser Dank schuldig sind. Ueberhaupt zeichnet sich diese Schrift nicht bloß in kritischer, sondern auch in grammatischer und exegetischer Hinsicht aus; denn überall sind sehr schätzbare Sprachbemerkungen eingeschaltet, wie über ἄμουσος in der Bedeutung von infestus S. 68, über ἀυδήεις, canorus, S. 34; δύστηνος und δυστυχεῖν (infestum esse) S. 67; ἰκεῖν für ἐκεῖ S. 44; εὐμαρής und εὐχερής S. 55; ἴσος, probus S. 29; κομίζεω, redire S. 100; πανάμερος, mitis S. 19; πανδίκως, prorsus, S. 79; πλάττειν und πλασσις S. 91; σφάλλειν, privare S. 103 u. a. Schade nur, daß der Verfasser auf den lateinischen Styl so wenig Sorgfalt gewendet hat; er ist ungeschmeidig, ohne Eleganz und selbst nicht frey von Fehlern. So heißt es S. 9: Nam qui Sophoclem edere aggreditur (nec vero dubito, quin idem de omnibus scriptorum veterum interpretibus debeat praedicari)

eum oportet, ut paene memoriter cunctas ejus fabulas secum recitare calleat; quippe id solum est ediscere. S. 51: Sed res ipsa et exempla candidiores praestantis Msti. praecones, quam laudem meam fore existimo, wenn es nicht ein Druckfehler ist.

Wir wünschen, daß dem jungen Gelehrten die Muße und alles zur ruhigen Vollendung eines literarischen Werkes Erforderliche zu Theil werde, damit er uns recht bald mit der Ausgabe der sämtlichen Tragödien des Sophokles erfreuen könne. Φ.

Vermischte Schriften.

De L'Allemagne. Par M. la Baronne de Staël-Holstein. Nouvelle édition, précédée d'une Introduction par M. Charles de Villers, et enrichie du texte original des morceaux traduits. 12. Paris et Leipsic. F. A. Brockhaus 1814. T. I. S. LXIV. T. II. S. 270. T. III. S. 276. T. IV. S. 380.

Daß das Werk der *Mad. Staël* über Deutschland in der Absicht geschrieben wurde, die lang verkannte Gröfse der deutschen Literatur den Franzosen ans Herz zu legen, ist wohl für jedermann, der dieses Werk liest, hinlänglich klar und deutlich. Unbegreiflich müfste aber der Widerspruch erscheinen, in den die Vfn. sich durch so manche beynahe wegwerfende Darstellung des deutschen Lebens und Charakters, aus welchem doch diese Literatur hervorging, verwickelt, gäbe nicht eine nähere Ueberlegung von selbst hinlängliche Aufklärung. Der Franzose ist nämlich zu sehr gewohnt die Literatur als ein in sich abgeschlossenes, vom Volksleben beynahe unabhängiges Seyn zu betrachten, um, wenn er auch ihren Zusammenhang mehr als abndet, sich nicht bey jeder Darlegung in unwillkührlicher Trennung beyder Befangen zu finden. Ueberdies hat die Verfasserinn zur Betrachtung Deutschlands die Eitelkeit ihres Landes herüber gebracht, und hütet sich wohl dieselbe irgendwo aufzugeben. Sie erhebt wohl deutschen Kunstsinn, in begeisterter Lobpreisung, dennoch ist sehr zu zweifeln, ob sie selbst Göthes Iphigenie, ein Werk, welches, obgleich in mancher Hinsicht dem französischen Sinne undurchdringbar, dennoch ihrer Fassungskraft am nächsten liegt, gegen ein geschätztes Werk eines französisch dramatischen Dichters, wäre der Umtausch möglich, ihrer Nation zueignen würde. Ganz in dem Falle derjenigen, welche über Go-

büß loben zu müssen glauben, um einen gefürchteten Gegner von den Vorzügen eines vertheidigten Gegenstandes zu überreden, überläßt sie sich den Lobpreisungen deutscher Kunstwerke mehr als sie selbst in ihrem Gewissen recht findet, und zeigt überall mehr Begierde das Feld ihres Streits zu behaupten, als wirkliche tief gefühlte Anerkennung deutscher Trefflichkeit. Die Härte dieses Vorwurfs wird durch ihre im Werke gegebenen Uebersetzungen deutscher Poesien nicht nur entschuldigt, sondern gerechtfertigt. Diese Uebersetzungen bezeugen nämlich nicht allein, daß sie die wesentliche Schönheit des angerühmten Originals nicht begriffen, sondern auch ihr Bestreben, dasjenige, was ihren Gegnern und Freunden, der großen Nation nämlich, anstößig seyn könnte, zu verkleinern und zu übertünchen, alles so recht matt abzuschleifen, daß es allenfalls für Französisch gelten könnte. Wenn daher Einige an der Ausgabe, welche dieser Beurtheilung zum Grunde liegt, die Beyfügung der deutschen Originale zu den im Texte behndlichen Uebersetzungen, des großen Mißverhältnisses wegen, das zwischen beyden waltet, tadelten, so glauben wir im Gegentheile, daß sie vielmehr deshalb einen Vorzug vor allen übrigen Ausgaben sich erwirbt; denn sie liefert unmittelbar nach der Entstellung deutscher Kunstprodukte die *Restitutio in integrum*.

Dieser angeführten Thatsachen ungeachtet sind wir sehr überzeugt, daß *Mad. Staël* nicht mit bösem Willen so gehandelt, und wenn nicht die Erbsünde ihres Volkes, der Hochmuth, ihr schlimme Streiche gespielt hätte, würden die im Werke nicht etwa selten, sondern oft und wiederholt erscheinenden geistreichen Beobachtungen auch in ein Ganzes des Urtheils über deutschen Sinn und Charakter sich gefügt haben; die Lobpreiserinn des deutschen wissenschaftlichen und Kunst-Bestrebens würde nicht in Darstellung des deutschen Lebens gestrandet seyn. Die auf dem Titel dieser Ausgabe nicht angezeigte, als Anhang beygegebene wohlwollende, in den Göttinger gelehrten Anzeigen zuerst erschienene Uebersetzung des Werks gibt über die Art, in der *Madame Staël* mit Deutschland und den Deutschen bekannt wurde, eine Aufklärung, welche nicht vernachlässigt werden darf, wenn man das Eigenthümliche ihres Werks gehörig berücksichtigen will. „Im Jahre 1803, im Oktober, mußte die Frau von Staël Frankreich verlassen. Sie wählte sich Deutschland zum Orte ihres Exils. Veranlassung dazu war die ihr seit einiger Zeit hochgepriesene Cultur der Deutschen, die sie näher kennen zu lernen wünschte. Sie ging nicht dahin, ohne von Freunden, wie *W. v. Humboldt*,

Jakobi, *Ramdohr*, *Stapfer*, *Constant* u. a. vorbereitet zu seyn, ohne das wenige gelesen und benutzt zu haben, was in neueren Zeiten von Einigen über Deutschlands Geist und Literatur geschrieben war. Auch für den Verfasser dieser Anzeige (*Herrn Vilters*) ist es eine erfreuliche Erinnerung, der gewesen zu seyn, der, nach den eignen Worten der geistreichen Frau, sie zuerst in das *Heiligthum* deutscher Geistescultur einführte, und ihr die Schätze desselben offenbarte.“ — — — — —

„Dort (in der Schweiz) setzte sie ihr angefangenes Studium der deutschen Literatur fort, umringt oder oft besucht von Deutschen, *A. W. Schlegel*, *Werner*, *Oehlenschläger*, *Fr. Schlegel* und andern Gelehrten, sowohl als von mehreren Deutschen geistreichen Frauen. Drey oder vier Jahre blieb sie, besonders unter der Anleitung *A. W. Schlegels*, bey dieser Beschäftigung, und bey der Abfassung des hier angezeigten Werks.“

Diese hier angeführten Aeußerungen eines achtungswürdigen unparteiischen Gelehrten durchaus im wohlwollendsten Sinne niedergeschrieben, sollen uns nicht dazu dienen, sie als Waffen gegen die von ihm angepriesene Schriftstellerinn zu gebrauchen; doch mögen sie dasjenige, was schon der Anblick des Werkes für sich allein klar macht, noch durch die historische Vermuthung bestätigen. Das persönliche Uebergewicht deutscher Gelehrten nämlich, hat ihr eben sowohl durch das, was sie über die vaterländische Literatur ausagten, als durch den Reichthum ihrer eigenen auch bey fortwährender freyer Mittheilung nie erschöpften Kenntnisse einen großen Begriff von deutscher Kunst, so wie von deutscher Gelehrsamkeit beybracht. Diefs hat sie nicht allein zuerst zur deutschen Literatur hingezogen, sondern sie auch, während einige angeborne oder anezogene Vorurtheile, die zu tief in ihr gewurzelt hatten, unangerottet blieben, in manchen Dingen von dem zuerst mit Staunen vernommenen Urtheile dieser Männer abhängig erhalten. Bey tiefem Gefühle, leicht aufgeregter Einbildungskraft, einem nicht gewöhnlichen Scharfsinn, Eigenschaften, welche jedermann der Verfasserinn zugeben wird, brachte sie auch ein williges Gemüth zur deutschen Literatur. Vieles mußte ihr wohl, so ausgerüstet, theuer und werth in derselben werden, sie ganz zu durchdringen, verwehrte die nicht aufgehobene, sondern vielmehr nur aus Nachgiebigkeit gegen die freundschaftliche Autorität geehrter deutscher Männer zu Zeiten bey Seite geschobene französische Kunstansicht. Durch den Umgang, der ihr zu Theil ward, an deutsche Universalität der Ansicht gewohnt, wollte sie auch über Deutsch-

land etwas umfassendes verkündigen; sie wagte sich ins Gebieth der Wissenschaft, und wollte zugleich von deutschem Charakter und deutschem Volke reden, hiezu weder auserwählt, noch berufen. In ihren Aussagen über so wichtige Gegenstände eines durchaus männlichen Forschens läßt sich der Einfluss, den sie durch fremdes Urtheil erfahren, und die den gemäfs gegebenen Aeußerungen leicht von den Früchten ihrer selbstständigen Anschauung unterscheiden. Wenn sie, gleichsam von dem über sie waltenden Autoritäten zu Zeiten niedergedrückt, als eine Ueberwundene Lob aller Art verkündet, sucht sie die Kränkung, die ihrer Nation dadurch widerfahren seyn mochte, vom natürlichen Instincte, nicht von bösem Willen geleitet, durch allerley angehängte Ausnahmen wieder aufzuheben: sie erhebt dasjenige, worauf sich der Franzose von jeher viel zu Gute thut, die Freuden eines Inhaltsleeren Umgangs, geschwätzigte Betriebsamkeit u. dgl. als unermeßliche Eigenschaften, wohin der Deutsche nicht hinaufragt, sie deutet und bekrittelt des Deutschen bürgerliches Seyn mit ganz blinder Verkennung, und gesteht ihm endlich selbst in seiner hoch angepriesenen Kunst mehr eine große Anlage als Vollendung zu, da diese im Grunde nur in französischer Kunst zu Hause ist. Gewifs erlitt Niemand größeres Unrecht als *Mad. Staël*, als da behauptet wurde, *ihr Werk sey kein Französisches zu nennen!*

Wie sehr aber auch die Art der Betrachtung deutscher Kunst und Sitte, die wir in diesem Werke finden, in ihren geheimeren Tiefen Französisch genannt werden muß, so ist sie doch schon in der Hinsicht über die gewöhnliche Betrachtungsweise der Franzosen erhaben, daß sie aufser Frankreich noch ein literarisches Seyn anerkennt, daß sie überall bey Erwägung der Dinge vorzüglich den geistigen Antheil ihrer Existenz berücksichtigen will, daß sie ferner, weit entfernt das tief-sinnige Streben deutscher Wissenschaft zu verlachen (wie jenseits der Mosel und des Vagau's gewöhnlich ist) vielmehr demselben nachzuspüren unternimmt, endlich dadurch, daß sie die Religion als das Wesen, als die Grundkraft menschlicher Existenz aufstellt, eine Ansicht, die unsern Nachbarn einst wohl geläufig war, aber seit lange her fremd wurde. Die Thatfachen der Geschichte eines halben Jahrhunderts schienen die Aussagen fremder Denker zu bestätigen: daß Frankreich aller höhern Ansicht fremd, zu jedem höheren Aufschwunge des Gemüths unfähig sey, und im Leben selbst, wie in Kunst und Wissenschaft mit Verschmähung und Verläugnung aller geistigen Kraft und Würde des Daseyns nur an

der starren Leiche desselben, der Aeußerlichkeit und chaotischen Materie mit einer Gattung Begeisterung hange. Jetzt muß die Erscheinung des Werks der *Madame Staël*, weil in demselben französischer Sinn so hohe Schwünge versucht, mit so ernstem Willen in das Wesen der Dinge einzudringen strebt, gleich dem ersten Strahle einer Frühlingssonne betrachtet werden. Er scheint Frankreich eine edlere Zukunft zu verkündigen, wie sehr auch jetzt noch die heymathlichen Stürme über den, des Lichts und belebender Wärme zu lang entfremdeten Boden, Erstarrung hauchen, und das Aufkeimen des angeregten Lebens verhindern. Wenn sich der Deutsche über das, was in diesem Werke mit zu vornehm ab-sprechender Kühnheit gegen ihn sich erlaubt wurde, abweisend erklären muß, so kann er doch das höhere Streben in demselben nicht verkennen, und es wäre mehr als lächerlich, diefs aus beleidigter Eitelkeit verläugnen zu wollen.

Um dieses höhern Strebens willen allein schon mußte das Werk über Deutschland seiner Verfasserinn bey ihren Landesleuten keine sogenannte Ehre bringen, sie hat sich aber noch überdieß herbeygelassen, von den Deutschen allerley rühmliches auszusagen, ja sie gebraucht sie sogar zu Zeiten gegen die Franzosen, wie einst *Tacitus* gegen die Römer, um ihnen die eigene Armuth an Unschuld des Geistes fühlbar zu machen; es ist daher nicht befremdend, sondern bloß natürlich, daß sie, die noch französischen Hochmuth genug in ihr Werk hinüber brachte, von den reicher ausgestatteten Landesleuten wegen zu großem Mangel an dieser heimathlichen Tugend nicht allein getadelt, sondern verhöhnt und schnöde abgewiesen wurde. Möge sie sich mit der Unvermeidlichkeit ihres Schicksals trösten. Diese Stimmung der Franzosen voraussehend, ward der Ausgabe, nach welcher wir hier das Werk anzeigen, eine Einleitung vortrefflicher Art beygefügt, welche derselben den Vorrang von jeder andern Ausgabe zusichert. Sie rührt von dem um die deutsche Literatur vielfach verdienten für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Ritter *Carl v. Villers* her, und ist, als vorzüglich für die Franzosen berechnet, in französischer Sprache geschrieben. Mit unendlicher Langmuth und Geduld, wie man etwa einem Kinde längst selbst begriffene Dinge verständlich zu machen sucht, bemüht sich *Villers* der Wahrheit Eingang zu verschaffen: daß es verschiedene National-Anlagen und Nationalcharactere gebe, daß die Völker nicht allein durch das Aeußere der Gestalt, sondern eben so sehr durch die Richtung ihres Geistes, die jedem individuell eigenthüm-

lich sey, sich von einander unterschieden, daß dieser eigenthümliche Geist daher auch allen dem, was durch die verschiedenen Völker an That und Gedanken zu Tage gefördert wird, aufgeprägt seyn müsse, und daher auch die Literatur jedes Volks die Zeuginn des Ideencharacters desselben seyn werde. Wenn daher von der Literatur eines Volks die Rede sey, werde die Aufgabe darin bestehen, die Literatur aus der Nation, und die Nation aus der Literatur zu erklären. Daß die größte innere Verschiedenheit, die zwischen Völkern möglich sey, zwischen Franzosen und Deutschen herrsche, wird nun durch verschiedene Wendungen, die der Untersuchung gegeben werden, klar gemacht, und das Resultat der Forschung dahin geführt: daß der Deutsche ein mehr inneres zur Idee des Lebens selbst gerichtetes, der Franzose aber ein nach Außen gewendetes Streben zeige; wenn der Franzose daher z. B. den Grundsatz habe: *der Zweck rechtfertigt die Mittel* so werde der Deutsche, bey jedem Schritte in's Heiligthum seines Innern, wo das lebende Gemälde der Gottheit und ihrer Gesetze ruht, zurückgerufen, um eines äußern Zweckes willen die schuldlose Klarheit seines Innern nicht trüben wollen. Um diese Verschiedenheit der beyden Nationalcharacteren noch deutlicher zu machen, wird dieselbe auf die verschiedene Art, in der beyde Nationen einen und denselben Gegenstand aufnehmen, oder behandeln, angewendet, und dadurch erläutert. Zuerst auf die Religion: Der Franzose werde hier mehr eines äußern Cultus der die Sinne lebhaft beschäftigt, des Poms und Ceremoniels, der Deutsche eines mehr mystischen einfachen Cultus bedürfen. Der Franzose sey daher mehr für den römisch katholischen Glauben, der Deutsche für den Protestantismus, der auch bey ihm entstand, geschaffen. — Hier hat nun wohl die Lehre, zu welcher sich der Verfasser des Aufsatzes bekannte, ihn etwas zu weit irre geführt. Wenn er behauptet, der Cultus der Protestanten sey mystischer, als der der Katholischen, so weiß man nicht recht eigentlich, was man dabey denken soll? Wenn er den Katholicismus bloß von Seite des mächtigen sinnlichen Eindrucks auf die Gemüther betrachtet, so hat er vielleicht mehr dabey an *Schillers Mortimer* und das thierische sinnliche Benehmen dieser Theatererfindung, als an die Wesenheit des katholischen Cultus gedacht, von welcher er eben gar keine Idee gehabt zu haben scheint, da ihm nicht beyfällt, daß derselbe, im würdigsten Sinne des Wortes genommen, mystisch, das heißt, von der Sinnlichkeit der Erscheinung zur Idee emporführend, sey. Wie leicht liesse sich, wenn man

Betrachtungen so einseitiger Art sich erlauben wollte, vielmehr behaupten, daß gerade die Franzosen für den Protestantismus geschaffen seyen, da sie, in den Erscheinungen der Welt keine höhere Bedeutung suchend, bloß mit den Resultaten kalter Berechnungen des Verstandes sich begnügen, und den Untersuchungen, die derselbe gewähren mag, gern alles, auch das Heiligste unterwerfen? Wir hüten uns aber wohl, eine solche Behauptung zu gestatten. Der Protestantismus hat sich übrigens bey den Franzosen nicht weniger als in Deutschland verbreitet, bis ihn Bluthochzeiten, Feuergerichte und Verbannungsedicten zum Schweigen oder zur Flucht nöthigten. Weit angemessener wäre es daher gewesen, insbesondere da ein so beträchtlicher Theil des deutschen Volkes sich zur katholischen Ansicht des Christenthums bekennt, wenn der Verfasser vielmehr gezeigt hätte, wie sich die Handhabung des katholischen Cultus bey den Deutschen von jenen bey den Franzosen unterscheide? welche veränderte Gestalt der Protestantismus angenommen, als er den französischen Boden betrat? und wenn er hier gleich nicht auf Streben nach größerer Sinnlichkeit der Erscheinung gestossen wäre, hätte er dennoch hinlänglichen Stoff gefunden, den Charakter beyder Völker klar genug zu entwickeln und von einander zu sondern. —

Der Verfasser fährt dann fort seinen Satz von der geistigern Natur des Deutschen weiter anzuwenden, indem er zur Liebe übergeht, die bey den Deutschen mehr in der Seele, bey den Franzosen mehr in den Sinnen sich befinde, bey erstern mehr eine mystische Anbethung, bey letztern mehr sinnlicher Cultus sey; so daß die Dichter der Franzosen auch, wenn sie die Liebe rein darzustellen sich bestreben, sie nie bis zu einer rein ätherischen Höhe zu erheben wissen; bey den deutschen Dichtern aber sinke die Liebe fast nie bis zur Sinnlichkeit herab, sie sey ernster sittlicher, von einem engelreinen Charakter. Die Franzosen mehr des Lebens in andern als in sich selbst bedürftig, seyen im Ganzen für die Freundschaft empfänglicher als die Deutschen, der Deutsche lebe gern in sich und für sich, daher sey derselbe auch von jeher für die Existenz kleinerer Staaten im Vaterlande gewesen. Der Franzose im Gegentheile gefalle sich mehr in großen Städten, im Tumult, im geselligen Leben, in glänzenden Festen der Höfe. Diese Charakteristik sey so wahr, daß alle Hoffeute Europas so zu sagen französische Colonien bilden, die dem Lande, in dem sie sich befinden, fremd, Sprache, Sitten und Literatur der Franzosen annehmen. Als noch der Adel Frankreichs germanisch gewesen, habe Frank-

reich auch eine Menge kleiner Staaten gehabt, in dem Masse als der dem Boden angemessene Charakter, der gallische oder neu französische, das Uebergewicht erhielt, gewann der Adel mehr Geschmack an grossen Cirkeln, glänzenden frivolen Aeußerlichkeiten, und habe dadurch die Vereinigung der einzelnen Herrschaften in eine grosse Masse erleichtert. Sehr schön wird sodann durchgeführt, wie seit dem Einzuge der Franken in Gallien, die drey jetzt verschmolzenen Elemente seiner Bevölkerung, mit den Galliern vermengte Römer, und die Franken lange gesondert neben einander bestanden, und Franz der Erste auch der erste ganz neufranzösische König gewesen sey, wie das Ritterthum, die Religion der Ehre, eine rein germanische Anstalt war, und noch jetzt in Fränkreich die Gegenden, wo germanische Stämme sich vorzüglich niederliessen, von jenen, wo die schwarze trockne Häfslichkeit gallischer Stämme vorzüglich zu Hause sey, sich auffallend unterscheiden. Die vorzüglichsten Institute, auf welche sich die Franzosen, als ihnen insbesondere eigenthümlich, gern viel zu Gute thun, schrieben sich aus der Zeit germanischer Vorherrschaft; vom Ritterthume, einer in seinem Ursprunge ernstesten Anstalt, gestützt auf die Aufrechthaltung des Rechts, die Beschützung der Schwäche, die Ehrfurcht für das weibliche Geschlecht, hätten die Franzosen nur die Tapferkeit mit Kriegsspielen, Festen, Wappenschilden, Eitelkeit und Galanterie übrig behalten. Wenn nun auch der deutsche Adel dem fränkischen, als dieser ein französischer wurde, nachzuahmen anfang, so habe diefs doch nicht bey der deutschen Nation statt gefunden, und einzelne Nachahmungen der französischen Literatur seyen nicht vermögend gewesen, ein Ueberwicht des Einflusses auf die Masse der Nation zu behaupten. Die deutsche Literatur habe sich selbstständig, auch nicht wie die französische im Gegensatz und Streit mit der einheimischen gelehrten Schule, sondern vielmehr mit ihr in Uebereinstimmung ausgebildet. Ein unpartheyischer Sinn werde ihr viele Vorzüge vor der französischen zugestehen müssen: so habe die Dichtkunst einen kühnern Flug, und erhalte sich ihrem Charakter, als einer Tochter des Himmels, angemessener. Die Philosophie ferner sey dort eine treue Verbündete der Religion, während beyde in Frankreich gegen einander eine feindliche Stellung behaupteten; diese selbe Philosophie leihe in Deutschland auch den andern Wissenschaften

kühne und glückliche Ansichten, und hauche ihnen neues Leben ein. Das Verdienst der *Madame Staël*, welche durch diefs Werk den einheimischen Vourtheilen gegen die deutsche Literatur begegne, sey daher, weil selbes die allmähliche Aufhebung der französischen Einseitigkeiten und Mängel bewirken könnte, von hoher Art. Auf alle Fälle dürfe dort die schamlose Frage nicht mehr aufgeworfen werden: ob ein Deutscher auch ein schöner Geist seyn könne? Am Schlusse dieser Einleitung bemerkt der Verfasser die Erscheinung dieses Buchs, (1814) durch eine despotische Mafsregel der Regierung, die nun gestürzt sey, anfänglich untersagt, treffe auf eine auffallende Weise mit der Erscheinung deutscher Heere im Herzen und der Hauptstadt Frankreichs zusammen, so dafs die grossen Begebenheiten des Tags die wahre und fürchterliche Einbegleitung desselben bildeten. Dieses selbe Volk, das *Madame Staël* in den Tagen der Unterdrückung kennen lernte, dessen Geist sie schon so gross und frey gefunden habe, werde, wenn es im Innern den Gewinn seiner Anstrengungen nach Aussen für seine Freyheit und jene von Europa zog, sich wohl so gestalten, dafs bey dem Gemälde deutscher Politik, Sitten und Literatur viel zuzusetzen seyn würde, wenn es sich nicht durch ein ihm eigenes Mifsgeschick wieder ins Labyrinth der Theorien verwickeln sollte, ohne ins Gebieth der Realität und des Practischen, welches dem Leben unentbehrlich ist, zu gelangen.

Das Werk zerfällt in vier Haupttheile. Der erste handelt von Deutschen Sitten, der zweyte von Literatur und Kunst, der dritte von Philosophie und Moral, der letzte von Religion und Enthusiasmus. Das Ganze eröffnet eine Vorrede, welche die Geschichte dieses anfänglich von französischen Censoren mißhandelten, dann nach vollendetem Drucke von der Polizey konfiscirten Buches, so wie die dadurch herbeygeführte Landesverweisung der Verfasserinn erzählt. Den Deutschen, welche sich indess im letzten Kriege gegen Frankreich anders betrogen, als die Verfasserinn nach den Aussagen, die das Werk liefert, von diesem Volke vermuthete, gibt diese Vorrede, und zwar schon vor der Schlacht bey Leipzig, eine Ehrenrettung; indem die Verfasserinn beklagt, behauptet zu haben, dafs die Deutschen keine Nation seyen, sie die vor den Augen der Welt diese Besorgniß Lügen strafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 50.

Freitag den 23. Juni.

1815.

Schöne Wissenschaften.

Trutz-Nachtigall; Blüten religiösen Geistes und Sinnes aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Peter Ludwig Willmes. Köln, bey Heinrich Rommerskirchen. 1812. VI. S. und 348 S. in 16. geheftet (L. B.)

Nach jahrelanger Unbekanntschaft, so das selbst die Geschichtschreiber der Liederdichtung ihn nicht kannten, Koch in seinem Compendium unter den ihm unbekanntem Dichtern ihn anführt, erweckte einen Theil der Gedichte des Friedrich Spee wieder Friedrich Schlegel in seinem poetischen Taschenbuche auf das Jahr 1806, stellte ihn mit Recht an die Seite von Opitz, Flemming und Gryphius, und spannte die Aufmerksamkeit für ihn. Später erst, als man hätte erwarten sollen, erfolgt diese vollständige Ausgabe seiner Lieder und erregt die Hoffnung, das auch einst Fleming eine gleiche verdiente Begünstigung erfahren wird, von dem wir nur abgeschwächte Gedichte in Blumenlesen finden.

Schon Fr. Schlegel unternahm einige Aenderungen und erklärt sich darüber so: „ich muß bekennen, das ich mir einige Aenderungen mit diesen Gedichten erlaubt habe; doch hoffe ich nicht (?), das der Absicht des Ganzen dadurch geschadet worden sey. Sie bestehen meistens nur in Abkürzungen und in Milderungen einzelner Sprachhärten, deren einige ohnehin als Provinzialismen der Verständlichkeit geschadet haben würden. — Selbst in Flemming und Weckholin findet man neben einzelnen Stellen und Strophen, die auch im Ausdrucke nicht schöner seyn könnten, andere Wendungen, die uns hart dünken und an das Gemeine gränzen. Fast scheint es, als hätte schon damahls (im dreyßigjährigen Kriege) die Verwilderung der alten Sitten und Rechte sich auch auf die Sprache erstreckt. Auch der neue Herausgeber fand einige Aenderungen nöthig und erklärt sich darüber kurz so: „ich habe

Sechstes Heft.

nur da die Original-Ausdrücke (Ausdrücke der Urschrift) verändert, wo es mir durchaus nothwendig schien“; deswegen bittet er auch, ihm einige veraltete Ausdrücke und Sprachhärten zu verzeihen. — Die von Schlegel bekannt gemachten Gedichte sind nach dessen Aenderung hier aufgenommen worden.

Es ist indessen zu bedauern, das Herr Willmes nicht auch die Singeweisen, die sich in einigen Ausgaben der Trutz-Nachtigall finden, aufgenommen hat, da sie doch wesentlich zum Buche gehören, indem die meisten Eigenthum Spee's, der bekanntlich, wie der neue Herausgeber ebenfalls anführt, auch Tonkünstler war, wohl gewiß seyn mögen.

Wir verdenken es dem neuen Herausgeber gar nicht, das er manches änderte, wir verdenken es ihm noch weniger, das er Friedrich Schlegels Bearbeitungen aufnahm, aber da diese Ausgabe doch eigentlich bestimmt war: eine vollständige der Trutz-Nachtigall des Spee zu seyn, also einen weit ausgedehnteren Zweck als die Schlegelsche Mittheilung hatte, so war es wohl gut, das da, wo Fr. Schlegel Auslassungen für gut gefunden hatte, diese wieder eingeführt wurden. So sind gleich im Eingang Auslassungen, die wir, mit geringen Aenderungen (S. 2. nach: gar lieblich sausen drein), so ergänzen würden:

Die sanften Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füß und Hüften
Erschütteln ganz gemacht;

Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührten Aest',
Zur Musik sich nicht säumen,
O welch ein süßes Fest!

Warum in dem folgenden Verse: So seinen Rang vollbringt, in: Es seinen u. s. w. geändert ist, begreifen wir nicht, wie vielleicht manche andere Aenderung glücklicher und treuer gefunden werden möchte. Gegen das Ende fehlen wieder zwey

Verse nach der hier angenommenen Theilung. Das zweyte Lied, das erste nach des neuen Herausgebers Aenderung, ist treu, mit vielem Glücke ausgeführt, nur einzelne Worte bedurften keiner Aenderung, z. B. rasten, wofür ruhen gesetzt ist.

Auch im dritten Gedicht finden wir wieder einen Vers mangelnd, der zu ergänzen war. Das vierte Lied dagegen, eine äußerst liebliche Dichtung ist mit vieler Treue und durch manche glückliche, treffende Auffindung erneuert worden. Beym fünften fehlt wieder der erste Vers; dieß macht auf den Beurtheiler einen unangenehmen Eindruck, der Urschrift und Bearbeitung vergleicht, was freylich dem Leser entgeht. Wir glauben, daß der neue Herausgeber dieß Schwanken zwischen Treue, eigener Bearbeitung und durchgreifender Veränderung der mit aufgenommenen Lieder gänzlich vermeiden mußte, und nur das hätte aufnehmen sollen, was auch besonders Fr. Schl. glücklich gelungen war. Der Abstich ist zu grell und dem Zweck seiner Ausgabe ganz entgegen. Bey diesem Liede sind die von Fr. Schl. angebrachten Abkürzungen gar zu bedeutend, so daß man es kaum wieder erkennt; die ganze Versart ist verändert, die Hälfte eines jeden Verses und mehr, 6 Zeilen gegen 7 Zeilen fehlt. Wir halten es daher nicht für unzweckmäsig, den Versuch einer so viel wie möglich annähernden Bearbeitung hier einzufügen, wäre es auch nur des Vergleichs wegen.

1. Ach! wann doch Jesu, Liebster mein,
Wann wirst du dich erbarmen?
Wann wieder zu mir kehren ein?
Wann fassen mich mit Armen?
Was birgest dich!
Was kränkst du mich?
Wann werd ich dich umfassen?
Wann reiftest ein
All' meine Pein?
Wann schlichtest mein Verlangen?
2. O! willkomm, süße Nachtigall,
Kommst mir zur rechten Stunde,
Erfrisch', die Luft mit bestem Schall,
Erschöpf' die Kunst von Grunde.
Ruf' meine Lieb',
Warum sie blieb
So fern; auf ihn mit Stärke!
Ruf' tausendmahl,
Ruf' ohne Zahl,
Daß er auf mich auch merke.
3. Ach ruf! und ruf! o Schwester zart
Und Jesum zu mir lade;
Mir treulich hilf zu dieser Fahrt,
Denn ich in Zähren bade.

O Schwester mein,
Sing' süß und rein
Den liebsten ruf' mit Nahmen,
Dann kurz, dann lang
Zieh' deinen Klang
All' Töne greif' zusammen.

4. Es scheint, daß mich verstanden hat
Die Meisterinn in Wälden;
Ihr's allbereit geht wohl von statt,
Die Tönlein schon sich melden
In starker Zahl,
Nur manches Mahl
Den Sang sie schon erhebet,
Weil auch der Schall
Aus grünem Thal
Ihr freundlich widerstebet.
5. Ja recht du fromme Nachtigall,
Du jenem Schall nicht weiche;
Ja recht, du treuer Wiederschall,
Du stets dich ihr vergleiche.
Zur schönen Wett'
Nun beyde tret't,
Mein Jesus! laß erklingen,
Wenn's auch im Streit
Dem Schwächsten heut
Am Leben sollt' mißlingen.
6. Die Nachtigall den Schall nicht kennt,
Hält ihn für den Gespielen;
Verwundert, wie er mög' behend
So gleichen Ton erzielen.
Bleibt wenig stumm,
Schlägt wiederum,
Denkt ihm bald obzusiegen;
Doch Wiederhall
Mit gleichem Schall
Kein Tönlein läßt verschwiegen.
7. Bald steigt auf die Nachtigall,
Je mehr, und mehr, und mehre,
Gleich folget auch der Wiederhall,
Wenn's schon noch höher wäre.
Sich zierlich hebt
Und weiter strebt
Das Fräulein reich von Stimmen,
Doch Wiederhall
Kann überall
Mit seinem Sang nachklimmen.
8. Alsdann gehts über Ziel und Schmur,
Das Herz möcht' sich zerspalten,
Sie sucht es in B moll, B dur,
Auf allerhand Gestalten
Thut hundertfalt
Den Bas und Alt,

Tenor, Diskant durchstreichen;
Doch Stimm' und Kunst
Ist gar umsonst,
Der Schall thut's auch erreichen.

9. Da kitzelt sie dann Ehr' und Preis
Mit gar zu scharfen Sporen;
Erdenkt noch schön und schön're Weis,
Meint, sei noch nicht verloren.
All' Muth und Blut
Und Athem gut
Versammelt sie mit Haufen,
Will noch zum Sieg
In schönem Krieg
Mit letzten Kräften laufen.
10. Ei! da bricht ihr so muthig Herz!
Gleich Ton und Seel' verschwinden,
Da löset sich die guld'ne Kerz,
Entrückt von starken Winden.
O! muthig's Herz,
O! schöne Kerz,
O wohl, bist wohl gestorben!
Die Lorberkron'
Im letzten Ton
Du doch noch hast erworben.
11. Da du ein Seufzerlein gar zart
Im Tod hast lassen klingen,
So süß, dafs es dein Widerpart
Mit nichten möcht' erschwingen-
Drum nicht erlieg',
Dein ist der Sieg,
Das Kränzlein dir gebühret,
Welch's dir allein
Mit Blümlein fein
Ich schon hab' ausgezieret.
12. Ade denn, falbe Nachtigall,
Vom falbem Tod entfärbet;
Weil du nun liegst im grünen Thal,
Sag', wer dein Stimmlein erbet?
Könn't es nicht sein,
Es würde mein?
O Gott, könn't ich's erwerben!
Wollt's brauchen stät,
So früh, so spät,
Bis auch im Sang' thät sterben.
12. Nun will ich doch in diesem Wald
Bey deinem Grab verbleiben,
Hoff', mich mit ihren Pfeilen bald
Begierd' und Lieb entleiben.
Will rufen stark
Zum Todten Sarg,

Bis der Gelicht' erscheinet;
Hinhalten will
Ich mich in Still,
Verstummend ihm vereinet.

Die reiche Zahl von zwey und fünfzig Liedern erlaubt uns nicht, alle mit gleicher Ausführlichkeit zu betrachten. Das bis jetzt Gesagte möge genügen, indem es die Ansichten darstellt, die wir von der Bearbeitung der Lieder Spee's haben, des Herausgebers Verdienste gebührend anerkennt, und zugleich denjenigen, die noch nicht mit Spee's Dichtungen bekannt sind, eine Probe derselben gibt, die hoffentlich recht viele einladen wird, sich mit diesen Gesängen recht vertraut zu machen, und die löbliche Absicht des neuen Herausgebers durch Ankauf zu unterstützen.

Oesterreichische Gesetzkunde.

- I.) *S. K. K. Majestät, Franz des Ersten, politische Gesetze und Verordnungen* für die Oesterreichischen, Böhmischen und Galizischen Erbländer. Auf allerhöchsten Befehl, und unter Aufsicht der höchsten Hofstellen herausgegeben. Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey, 8. 36. Band, welcher die Verordnungen vom 1. Jänner bis letzten Junius 1811 enthält. 234. S. ohne das Register. 1812. Preis 1. fl. 6. kr. — 37. Band. Verordn. vom 1. July bis letzten Dec. 207 S. 1 fl. 14 kr. 1813. 38. Band. Verord. vom 1. Januar bis letzten Juny 1812. 372 S. ohne das Register 1 fl. 48 kr. 1813.
- II.) *Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze.* Enthält sämtliche politische und Justizgesetze, welche unter der Regierung S. Maj. Kaisers Franz des I. in den sämtlichen k. k. Erblanden erlassen worden sind, in chronologischer Ordnung. Herausgegeben von *Wilhelm Gerhard Goutta*, k. k. Hofsekretär. (Auch unter dem Titel: Sammlung der sämtlichen u. s. w. Wien bey Joseph Geistinger g. 8. 1. Band: (26. des ganzen Werkes) Gesetze vom 1. Januar bis letzten December 1809. 472 S. mit dem Bildnisse S. Maj. des Kaisers, einer Kupfertafel und mehreren Tabellen 1812. 2 Bd. Gesetze vom 1. Jänner bis letzten Juny 1810. 622 S. mit dem Bildnisse des Grafen Heinrich von Rottenhann. 1812. 3. Bd. Gesetze vom 1. July bis letzten Dec. 1810. 592 S. mit dem Bildnisse des Präsidenten der Justiz Gesetz Commission, Mathias Edlen von Haan. 1813. 4. Bd. Gesetze v. 1. Januar bis letzten Juny 1811. 800. S. mit dem Bildnisse des Vice-Präsidenten der politischen Gesetz - Commission von

Sonnenfels. 1814. 5 Bd. Gesetze vom 1. July bis letzten December 1811. sammt einem Haupt-Repertorium über die in den bisher erschienenen 5 Fortsetzungs-Bänden enthaltenen Gesetze vom J. 1809—1811. 744 S. sammt dem Bildnisse des Hofraths von Keefs. 1814.

Gesetze liegen ausser den Gränzen, die sich die Kritik in unseren Blättern vorzeichnete, nicht aber *Gesetzsammlungen*. Wir wollen daher die vorliegenden, in so weit ihre Fortsetzung mit der Existenz unserer Literaturzeitung in eine Zeitperiode fällt, von Seite ihrer Vollständigkeit, und Zweckmässigkeit beleuchten. Eine Vergleichung des in beyden enthaltenen Jahrgangs 1811 mag uns zu diesem Zwecke dienen. *Nro. I.* kündigt sich als eine unter *officieller* Kontrolle stehende Sammlung der *politischen* in den *deutschen* Erbstaaten erlassenen Verordnungen, *Nro. II.* als *Privat-Kompilation aller* politischen und Justiz-Gesetze für *sämmtliche* Erbländer an. Hierbey ist für's Erste zu bemerken, dafs man in letzteren vergebens nach Anordnungen suchen würde, die für die ungerischen Erbstaaten erlassen worden, dafs also dieser, aus dem Titel zu vermuthende, Unterschied des Umfangs sich in der That nicht bestätigt finde. — Im Ganzen enthält *Nro. I.* 167, *Nro. II.* 327 Verordnungen vom Jahre 1811. Diese ungeheure Differenz, die fast die Hälfte beträgt, erklärt sich zum Theil aus folgenden Gründen.

1. Sind 28 der in *Nro. I.* ausgelassenen Verordnungen wahrscheinlich deswegen übergangen, weil sie von der obersten Justizstelle erlassen, folglich für blosser Justizverordnungen angesehen wurden. Allein dieses Merkmal ist nicht entscheidend. Gar manche der von der obersten Justizstelle erflossenen Verordnungen sind gemischter Art. Einige, z. B. n. 13, 148 u. a. betreffen Taxen und Gebühren, die ausschliessend der Beurtheilung politischer Behörden unterliegen; ja n. 87 in Betreff der Verbothe auf Besoldungen und Pensionen ist zugleich durch Hofkammer-Dekrete den sämmtlichen Länderstellen kundgemacht, somit auch als allgemeine politische Verordnung erklärt, und doch in *Nro. I.* übergangen worden.

2. Sind in *Nro. I.* nur Patente und Dekrete der Hofstellen, nicht Circularien und Anordnungen einzelner Länderstellen, aufgenommen, dergleichen *Nro. II.* vom J. 1811 allein 39 enthält.

3. Unter dem Reste von beynahe 100 Verordnungen sind zwar in *Nro. II.* eine Menge specieller, nur für einzelne Behörden, oder doch nicht für alle Provinzen erlassener Verfügungen, vorübergehender Anordnungen, Einschärfungen bereits bestehender Vorschriften, Preistariffe u. d. g. begriffen. Allein auch in *Nro. I.* kommen der-

gleichen (vom 5. und 28. April, 30. May, 3. 5. 27. Juny, 22. und 30. August, 6. und 12. September, 3. Oct. 19. December) häufig vor. Es sind sogar in dieser letzteren Sammlung ganz allgemeine und mitunter nicht unwichtige politische Gesetze ausgelassen, als z. B. v. 24. Jänner wegen Gleichstellung des Aerarial mit dem Privat-Rittgelde; vom 28. Hornung, die Bewilligung zur Pottaschensiedererey betreffend; v. 5. März über die Bestrafung der Schwärzer; die Hofkammer-Dekrete vom 16. und 23. April an sämmtliche Bankal-Administrationen; v. 27. August über die Beförderung des Waidbaus; das Studienhofcommissionsdekret v. 27. September wegen Einsendung der Standtabellen über das Lehr- Personale u. s. w. Wir können es übrigens um so weniger billigen, dafs die nicht für alle Provinzen erlassenen Verordnungen von dem Plane der zum Gebrauche der politischen Beamten bestimmten Sammlung beynahe ganz ausgeschlossen worden, als dieselben, wenigstens in so ferne sie blosser Erläuterungen allgemein verbindlicher Gesetze enthalten, nach der Natur der Sache und nach dem Inhalte ausdrücklicher Resolutionen allgemein angewendet werden sollen, folglich für jeden Beamten von der grössten Wichtigkeit sind. Bey diesen Mängeln der quasiofficiellen Sammlung war daher das Bedürfnifs einer vollständigeren gewifs dringend, und der Vf. von *Nro. II.* erwirbt sich durch deren Herausgabe gewifs einen Anspruch auf die Dankbarkeit aller practischen Geschäftsleute Oesterreichs. Jenes Bedürfnifs wird noch fühlbarer durch den Umstand, dafs die Kenntnifs der Justizgesetze auch dem politischen Beamten unentbehrlich, und von denselben seit dem J. 1798 keine officieller Sammlung erschienen ist. — Nur hier und da scheint uns der Vf. in seinem an sich löblichen Streben nach Vollständigkeit etwas zu weit gegangen zu seyn. So dürfte wohl niemand den Lektions-Katalog der Prager-Universität (n. 265) und die Abhandlung des Drs Heinrich über die Cultur und Benützung des Waids in einer Verordnungsammlung suchen. Bey letzterer findet sich unter andern eine, mehrere Blätter lange, Erklärung von Kupfertafeln, die in dem vorliegenden Werke nicht abgedruckt sind. — Auch hätten wir gewünscht, dafs der Verf. das 420 S. füllende allgem. bürgl. Gesetzbuch seiner Sammlung entweder gar nicht einschaltete, oder doch, als eine besondere Abtheilung, nur für diejenigen bestimmt hätte, die gerade auf gleiches Format und gleiche Lettern erpicht sind. Denn, welcher practische Geschäftsmann wird mit der Anschaffung des bürgerlichen Gesetzbuchs vom J. 1811 bis zum J. 1814 gewartet haben, um dasselbe in der ihm so nützlichen,

aber auch so kostspieligen Sammlung des Vf. nicht zum zweyten Mahle zu kaufen?

Soviel von der relativen Vollständigkeit der vorliegenden Sammlungen. Ueber die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung haben wir weniger zu bemerken. Beyde enthalten die Verordnungen nach ihrem wörtlichen Inhalte in chronologischer Ordnung. Diese ist offenbar die beste, wenn wie dieß hier der Fall ist, ein Sachregister den Gebrauch erleichtert. Nro. II. zeichnet sich insbesondere durch das ausführliche und genaue Repertorium aus, welches dem 5. Bande angehängt ist. Nro. I. gewinnt dagegen an Brauchbarkeit vorzüglich für Beamte dadurch, daß bey den meisten Verordnungen des Tag der in jeder Provinz geschehenen Kundmachung, und (wenigstens im 36. Bande noch) Veranlassung, Nummer und Ort angegeben sind, wo sich das Actenstück in der Registratur der Hofstelle findet. Warum diese nützlichen Notizen in den zwey letzteren Bänden weggelassen worden, erhellt nicht. — Noch sind uns bey Durchgehung dieser Sammlungen ein Paar Mifsstände aufgefallen, die, wiewohl sie nicht sehr bedeutend sind, doch hier erwähnt werden müssen; nämlich: der Mangel des Datums bey der ersten Verordnung im Anhang des 37. Bandes von Nro. I; die bey Goutta (n. 171) vom 9. July 1811. lautet; und die Diskordanz der Verordnungen n. 30. v. 12. Sep. 1811 in Nro. I. und n. 195 v. 8. August 1811. in Nro. II., die sich eigentlich auf denselben Gegenstand beziehen, wovon aber die spätere allgemeine in Nro. II. mangelt. Druck und Papier sind besonders in Nro. I., lobenswerth.

Vermischte Schriften.

De L'Allemagne. Par M. la Baronne de Staël-Holstein. Nouvelle édition, précédée d'une Introduction par M. Charles de Villers, et enrichie du texte original des morceaux traduits. 12. Paris et Leipsic. F. A. Brockhaus 1814. T. I. S. LXIV. T. II. S. 270. T. III. S. 276. T. IV. S. 380.

(Fortsetzung.)

Spanien wird ihnen als Muster rühmlicher Ausdauer gegenüber gestellt, und bemerkt: die Deutschen seyen oft dem Vorwurfe ausgesetzt gewesen, daß sie sich erst vom Unglücke hätten Ueberzeugungen geben lassen; doch müßten Nationen niemahls sich dem Schicksale fügen lernen; und könnten die Deutschen sich nochmahls unterjochen lassen, so würde ihr Unglück wohl das Herz zerreißen, doch müßte man zu ihnen

sagen (wie Fräulein Mancini zu Ludwig XIV. Sire, sie sind König und weinen!) *Ihr seyd ein Volk und weinet!* — Auch diese nach dem Besorgnisse im Buche entstandne neue Besorgnis über die Schwäche der Deutschen haben diese seit der Schlacht bey Leipzig abermahls wieder Lügen gestraft, und die Frau Verfasserinn vermuthlich über dieß Volk so ziemlich ruhig gestellt, so daß sie die nachfolgende herrliche Stelle, womit die Vorrede schließt, jetzt mit ganz freyer Brust sich wird wiederholen können: „Es sind nun drey Jahre (jetzt vier oder fünf) daß ich Preußen, und die Länder des Nordens, die es umgeben, als das Vaterland des Denkens bezeichnete, in wie viel glorreiche Thaten hat sich dieß Denken seitdem nicht verwandelt? Was die Philosophen in Systeme brachten, geht in Erfüllung, und die Unabhängigkeit der Seele wird die der Staaten gründen.“

Eine Gattung zweyte Vorrede machen die allgemeinen Bemerkungen, welche dem ersten Hauptstücke vorausgehen, und die allerdings wichtig genug sind, um mit Ernst erwogen zu werden. Die Verfn. theilt nämlich Europa in drey Hauptstämme, den lateinischen, deutschen und slavischen. Zu dem ersten gehören, nach ihrer Ansicht, weil sie von den Römern Ausbildung und Sprache erhielten, die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen; germanischen Ursprungs seyen die Deutschen, Schweizer, Engländer, Schweden, Dänen und Niederländer; unter den slavischen Stämmen seyen die Polen und Russen die vorzüglichsten. Die Völker lateinischen Ursprungs, vor den andern ausgebildet, seyen die Erben der Römer in kluger Führung der Weltgeschäfte geworden. Gesellschaftliche Einrichtungen seyen bey ihnen vor der Einführung des Christenthums bereits festgestellt gewesen, die Völker des Nordens, zwar Besieger der lateinischen, hätten sich diesen Einrichtungen in mancher Hinsicht gefügt. Daher trage im Allgemeinen jener Theil von Europa, wo die Völker lateinischen Ursprungs zu Hause sind, den Charakter einer alten, in ihrem Ursprunge heidnischen Bildung. Man finde dort weniger Neigung zu abstracten Ideen als bey den germanischen Völkern, man verstehe sich dort besser auf irdische Freuden und Vortheile, und diese Völker, wie ihre Erzieher, die Römer, wüßten allein die Kunst des Herrschens zu üben. Die germanischen Nationen, aus einer Gattung Barbarey unmittelbar übergangen zur christlichen Gesellschaft, hätten die lebendigste Erinnerung der Vorzeit im Mittelalter, und wenn gleich die Schriftsteller dieser Völker die griechischen und lateinischen Autoren sehr wohl kennten, so seyen sie doch der Anlage und Natur ihres Geistes gemäß

mehr fürs Alterthümliche als für das Antike. Diese Ansicht deutscher Natur wird von der Verfasserinn mit vieler Gründlichkeit ausgeführt; denn gewifs ist die tiefere Charakteristik alles dessen, was Deutsch ist, im Mittelalter und dessen Einrichtungen zu suchen. Von den slavischen Stämmen behauptet sie, daß dieselben, in einem Zustande der Roheit plötzlich von der gesellschaftlichen und gelehrten Bildung der Europäischen Nationen überrascht, zu beyden sich bloß nachahmend hinneigten, und daher, ihre eigenthümliche Natur selbstständig auszubilden, bis jetzt versäumen mußten. Auch diese Ansicht wird nicht leicht jemand bestreiten können, Unmöglich aber glauben wir, dürfte es der Verf. werden, ihre oben bemerkten Behauptungen über die lateinischen Völker jemahls befriedigend durchzuführen. *Hr. Villers*, die Vorwache ihres Werks, hat sich hier gegen sie selbst gewendet, und sie, die er beschützen will, ganz ohne Geräusch aus dem Felde geschlagen. Das Ganze ihrer Bemühung strebt endlich dahin, zu zeigen daß, wie die Deutschen der Kern oder das Mittel deutscher Bildung, die Franzosen jenes der lateinischen oder heidnisch christlichen seyen, wofür sie nicht einmahl die Sprache, weniger noch das Uebrige, was hier charakteristisch bezeichnen soll, für sich gewinnen kann. Denn welche Gemeinschaft hätten Itallische, Spanische und französische Sprache, obgleich gemeinschaftlich aus einer Urquelle geschöpft, in ihrer dem Charakter der Völker, wo sie gesprochen und gepflegt wurde, gemäfs erhaltenen Bildung? Die beyden erstern, freye Gewächse, in der Fülle eines mächtigen Lebens blühend, unterscheiden sich in ihrer innersten Natur so sehr und auffallend von der geregelten kalten Vorsicht der französischen, daß unähnlichere Dinge wohl nie mit einander verglichen wurden, und die Betrachtung sich jedem aufdringen muß, wie hier ganz verschiedene Kräfte einen und denselben Stoff verschieden ausgebildet. Diese Kräfte sind aber der Geist der Völker. In Italien war einheimische, nicht römische, sondern lateinische Natur überwiegend, in Spanien germanische, in Frankreich aber, (wie nach *Villers* in allem, so auch hier in der Sprache) die gallische. Auch was den heidnischen Charakter betrifft, so mag die Verfasserinn zu ihrer Aussage für Frankreich vielleicht nur dadurch verführt worden seyn, weil das Streben nach antiker Schönheit dort bey Mangel einer einheimisch gallischen die ritterlich jugendliche germanische verdrängte. Eben darum aber verdrängte sie dieselbe, weil von jeher der mehr am Verstand als Gemüth reiche Gallier in allen Dingen die äußere Regel sucht, die bey oberflächlicher Betrachtung antiker Kunst in die-

ser leichter als in der germanischen aufzufinden schien. Was aber die beyden andern Völker betrifft, wer wird in dem Mutterlande *Leonardo's da Vinci*, *Michael Angelo's*, *Rafael's* und *Dante's* heidnischen Grundcharakter des Volks suchen, wenn er anders anerkennt, daß echte Kunst aus dem Charakter des Landes aufblühe? Oder wer mag den Spaniern Heidenthum aufbürden, der ihre ganz romantische Kunst, und ihr, Jahrhunderte durch, dem Kampf für den Glauben geweihtes Leben erwägt? Daß aber die Franzosen und die Deutschen die beyden Enden der moralischen Kette der europäischen Völker bilden, ist von der Verf. wahr und mit Recht behauptet, und mit erfreulicher Gründlichkeit durchgeführt. Sie ermahnet ihre Landesleute am Schluß dieser Betrachtungen, von seichten Urtheilen über deutsche Kunst und Wissenschaft zum Studium derselben über zu gehen, sie gibt ihnen zu erwägen, wenn sie von Geschmacklosigkeit und dem Unsinne beyder sprechen: daß es nicht wahrscheinlich sey, daß die deutschen Schriftsteller, die gelehrtesten Männer und denkendsten Köpfe Europa's, denen die französischen Werke nicht weniger bekannt seyen, als den Franzosen, sich seit zwanzig Jahren nur mit Unsinn befaßt haben sollten; eine Ermahnung, die dennoch, wie bekannt, wenig Eindruck machte.

Bey der Beschreibung des ersten Eindrucks, den Deutschland auf sie machte, vergißt die Verfasserinn nicht, daß es ein Land sey, welches zum *le Nord* gehört, und gibt eine sehr trübselige Darstellung von ihren Empfindungen über das harte Klima, den Ernst der Gegenden u. dgl. Da es Oktober war, als sie Deutschland betrat, kam ihr hier die Jahreszeit freylich etwas zu Hülfe! dennoch gesteht sie, man könne allmählig dem Lande einigen Geschmack abgewinnen, und zu fühlen anfangen, daß sanfte Phantasien und Seelen diese Gegenden verschönern. Unter den Flüssen Deutschlands ist ihr der Rhein der herrlichste, die gothischen Denkmähler und Burgen ehrt sie, wiewohl mit einigem geheimen Grauen; sie klagt über den peinlichen Eindruck, den die gewaffneten drohenden Ritterbilder in den Sälen einiger Städte in ihr erweckten; die Gärten findet sie in einigen Gegenden Deutschlands fast eben so schön als in England. Sie bemerkt, daß man in denselben oft Aeolsharfen neben mit Blumen umpflanzten Grotten aufhänge, damit der Wind zugleich Töne und Düfte durch die Luft führe. Die Phantasie der Nord-Völker suche auf diese Art sich eine italienische Natur nachzubilden, und an einigen glänzenden Tagen des schnell vorübergehenden Sommers gelinge diese Täuschung.

Die Untersuchung über die Sitten und Charak-

ter der Deutschen, dann über die deutschen Frauen, als sehr wichtige Hauptstücke dieses Werks, geziemt es uns ausführlicher zu betrachten, andere werden mehr Kürze gestatten. Die Verfasserinn bemerkt: es könnten nur wenige Hauptzüge seyn, welche im Ganzen den Deutschen gemein seyen, da man die verschiedenen Religionen, Climas, Regierungsformen, ja Völker nicht leicht unter einen Gesichtspunkt bringen kann. Sie entwickelt hierauf die gewöhnliche Ansicht von der deutschen Verfassung vor dem Zeitpunkte ihrer förmlichen Auflösung während der französischen Kriege: Deutschland sey ein aristokratischer Bundesstaat gewesen, dem Reiche habe es an einem gemeinsamen Mittelpunkte der Aufklärung und des Gemeingeistes gefehlt. Es habe sich daher keine zusammenhängende Nation bilden können. Doch sey diese für Deutschland in politischer Hinsicht nachtheilige Verschiedenheit seiner Bestandtheile dem Genie und der Einbildungskraft günstig gewesen. Wegen des Mangels einer Hauptstadt fehle es dem prädominirenden Geschmacke an Einfluß, und den Waffen des Spottes am Stachel. Daher einsames nur nach dem Antriebe eigener Laune geregeltes Arbeiten der Schriftsteller, die Sucht der Originalität bey zu großer Neigung für das Ausland. Die Deutschen hätten zu wenig Nationalvorurtheile; ein großer Fehler, weil jede Nation egoistischen Patriotismus haben müßte. So trage der Stolz der Britten sehr viel zu ihrem politischen Daseyn bey, die vortheilhafte Meinung, die die Franzosen von sich hegen, habe denselben ihr Uebergewicht in Europa verstärkt, auch die Spanier habe ihr Stolz einst zu Herrn eines Theils der Erde erhoben; bey den Deutschen sey aber die Kraft des Nationalcharakters durch die Stärke des individuellen Charakters der einzelnen Provinzen gebrochen, wie das Land selbst, das so viele Herren zähle. Die Verfasserinn hat hier oft gesagte Dinge nur etwas anders gestellt; es wird aber vielleicht eben deshalb, weil diese Dinge so oft gesagt werden, nicht ohne Nutzen seyn, mit einiger Beleuchtung hinzu zu treten. Was die Behauptung hinsichtlich der Nationalvorurtheile betrifft, welche aus A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst sich hier hereinverirrten, so denken wir, obgleich dem Egoismus fremd, es dennoch bis zum Schlusse der Recension so weit zu bringen, daß uns die Verfasserinn, wenn sie diese lesen sollte, deren in Menge zugestehet, das Uebrige, was hier aus dem Werke angeführt wurde, wollen wir einzeln vornehmen. Von einer so erleuchteten Frau, wie die Verfasserinn, hätte man erwarten sollen, daß sie Nationalität und National-sinn nach höhern Ansichten, als man gewöhnlich

vorfindet, betrachten würde, sie beschränkt sich aber nur auf eine einzelne äußere Erscheinung desselben. Allerdings hat die Nationalität zu Zeiten einzig nur das enge Aneinanderschließen derjenigen zur Folge, die zu diesem oder jenem bestimmten Volke gehören, oft erscheint sie als abgeschlossener Bund gegen Auswärtige, sie ist zu Zeiten sogar rein egoistischer Natur, und wird ein gegen das Ausland verderblich vorschreitender Phalanx. Es kann aber die Nationalität in der äußern Erscheinung eine andere, als diese von der Verfasserinn als ihre Wesenheit selbst betrachtete Form annehmen, und hat sie sehr oft angenommen. Sie kann nämlich ihre Kraft statt nach Außen des Staates nach Innen werden, und alle verschiedenen Seiten ihrer reichen Individualität in bestimmtes Leben und abgeschlossene Form zu bringen trachten, weil die zu reichhaltige Fülle ihrer Natur das Verschwinden des einzelnen Lebens in dem Allgemeinen nicht zuläßt, obwohl dieses Allgemeine, der ganzen Nation charakteristische, auch in jedem einzelnen, scheinbar gesondert ausgebildeten Leben, sichtbar bleiben wird. In diesem letztern Sinne erscheint die Nationalität der Griechen, im erstern jene der Römer. In neuerer Zeit mögen als Beyspiel der erstern vorzüglich die Franzosen dienen, als Beyspiel der letztern die dem Griechen von mehr als einer Seite ähnlichen Deutschen. Bey ihnen wie bey den Griechen strebt wegen der reichen Ausstattung der Gemüther die Nationalität nach Ausdehnung der Einzelheit; und wie bey den Römern das unbedingte Streben nach Einheit und *gemeinsame* Kraftäußerung vorzüglich aus dem Umstande hervorging, daß der Geist des Volks einer einzelnen Stadt, wie eine seine Dämme überschreitende Fluth, aus jenen Mauern, fremdes Leben vernichtend, überquoll, so ist die äußere Erscheinung der Einheit im französischen Leben, aus der dort zur Zeit der Könige von Ludwig den XII. bis Ludwig den XV. zu Hause gewesen systematischen Vernichtung des Einzelnebens eben so leicht, als seit der Revolution aus dem Streben nach enger Vereinigung herzuleiten, welches schuldvollen Gemüthern der Trotz der Sünde gibt. Ungeachtet aber manche Völker solche gemeinsame Kraftanstrengung nicht als das vorzüglich Charakteristische ihres Daseyns dem Blicke des Forschers darbieten, so wird er die Einheit ihres Lebens dessen ungeachtet tiefer begründet finden, als irgendwo. Er wird sie dem Auslande gegen über nicht schwächer finden, als andere Völker, wenn wahrhaft ihre Existenz Gefahr läuft, wenn die Heiligthümer ihrer Neigung bedroht erscheinen, oder wenn frech auf sie drückende Willkühr die Niederwerfung auswärtigen Uebermuthes ih-

nen zu Pflichtmacht. Die durch gemeinsames aufseres Streben ausgezeichneten Nationen aber sind eben so wenig wie jene mehr auf Ausbildung des Einzelnebens gerichtete Völker dem Verderben entgangen, wenn der ursprüngliche Charakter ihres Daseyns entweder durch zu ungehinderte Fortbildung erschläft, oder durch den Einfluß der Fremde der Auflösung nahe gebracht worden war. In diesem letztern Zustande zwar wähnt die Verfasserinn den Deutschen zu sehen; sie glaubt insbesondere, daß er im Wissenschaftlichen mehr noch in der Kunst am meisten in den Verhältnissen der Gesellschaft, zu sehr den Einfluß Frankreichs erfahre. Sie wirft dem Deutschen eine zu große Unpartheylichkeit gegen fremdes Verdienst vor. Wir glauben indess, sie habe uns diesen Tadel von dem Standpunkte ihres Vaterlandes aus herüber gerufen, ohne die verschiedenen Verhältnisse und die Kräfte beyder Nationen zu erwägen. Wenn der Franzose der Eigenheit des Britten zu viele Gewalt über sich liefse, so würde er schon dadurch den Keim seines Untergangs legen, weil die eng beschränkte Natur französischer Nationalität fremder Eigenthümlichkeit, die sie in die ihrige aufzulösen und zu verarbeiten niemahls fähig ist, keinen Einlaß gestatten kann, ohne in sich zu zerfallen. Der Deutsche aber, wie ihn sein Geschick in den Mittelpunkt Europa's gestellt hat, hat eben so sehr das Bedürfnis als die Kraft, alle fremde Individualität in diesen Mittelpunkt des Europäischen Lebens hereinzuleiten, und ihr nicht sowohl die seinige aufzuopfern als diese dadurch zu erweitern. Er hat dieses Bedürfnis nicht allein seiner Lage wegen, sondern auch aus dem Grunde, weil der größte Theil der Individualität Europas neuerer Zeit ursprünglich von deutscher Eigenheit ausging, und ihm nur verschieden climatisirt, doch wohl vertraut, und alte Erinnerungen anregend, von Norden und Süden entgegen kommt. Gegen französische Eigenheit aber, solche nämlich, die *Villers* französisch nennt, hat er nicht etwa bloß literarisch seit *Lessing*, sondern in jedem Betracht und seit jeder Zeit ausschließende Abneigung, und in neuern Tagen als einzelne Verehrer des französischen Sinnes denselben im germanischen Lande einheimisch zu machen strebten, entschiedenen Haß, und unzweydeutige Verachtung gezeigt, vielleicht in der Hinsicht sogar mehr Nationalvorurtheil kund gebend, als den Nachbarn in Westen lieb seyn mochte. Die Ueberschwemmung französischer Lust-Schauspiele und Opern, unter deren Fluth unsere einheimische Schaubühne seit einiger Zeit wie ver-

schwunden ist, hat dennoch keinen derjenigen, die man Dichter der Nation nennen darf, dahin geführt, germanische Kunst zu gallisiren, und sich dadurch einen Weg auf die Bühne zu bahnen; vielmehr ist diese von den Talenten des Vaterlands für jetzt verlassen zu nennen.

Nach diesen hier zur Beantwortung einiger Zweifel gegen Deutschland der Verfasserinn gegebenen Aufklärungen wird es kaum nöthig seyn andere Vorwürfe zu beantworten. Da Deutschland selbst das Land ist, durch welches alle verschiedene Individualität Europa's in ein Ganzes vereinigt und gebunden erscheint, ist es auch nicht möglich, die Individualität Deutschlands selbst darzustellen, wenn die Verfasserinn sie noch nicht gefunden hat. Eben so wenig dürfte es frommen ihr zu sagen, daß ungeachtet des Mangels einer Hauptstadt und des einsamen Lebens der Schriftsteller es für die letztern eine hohe Autorität gebe, die sie scheuen, wenn sie diese nicht in dem allgemeinen Nationalsinne, der jedem Individuum inwohnt, und den der Schriftsteller zu kränken fürchtet, gefunden hat. Freylich ist dieses eine beynahe unsichtbare Autorität, dennoch aber für den Deutschen von höherer Bedeutung als der Beyfall oder Tadel eines vollen Kreises artiger Herren und Damen. — Was die sittliche Natur des Deutschen betrifft, so bemerkt die Verfasserinn die Treue und Rechtlichkeit desselben, die ihm sogar zur Gewohnheit geworden. Sie traut ihm aber auch nicht genug Gelenkigkeit zur Falschheit zu, und bringt ihn auch seines langsamen Kopfes wegen um diese von ihr selbst mit Recht verachtete Ehre. Wir wünschen, daß sie hier in jeder Hinsicht recht habe, ohne es zu wagen, ihrer Ueberzeugung in diesem Punkte unbedingt beyzutreten. Ferner rühmt sie an dem Deutschen als charakteristisch den Trieb des Denkens: die Nation sey von Natur literarisch und philosophisch, nur daß sich bey ihr die Stände zu sehr scheiden, wodurch alle Schattirungen wegfallen, und demjenigen, was man *Esprit* nennt, kein Raum der Entwicklung bleibt; da der *Esprit* aus einem Gemische der Kenntniß der Menschen und der Dinge entstehe. Der Adel habe in Deutschland zu wenig Ideen, der Gelehrte zu viele Geschäftsvwicklung, die Gesellschaft aber sey eine Situation, wo man ohne Zweck aber doch mit *Theilnahme* handle; diese aber, wo sich allein *Esprit* entwickle, könne bey diesen Verhältnissen des Adels und den Gelehrten nicht in ihrer eigentlichen Natur zu Stande kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 51.

Dienstag den 27. Juni.

1815.

Vermischte Schriften.

De L'Allemagne. Par M. la Baronne de Staël-Holstein. Nouvelle édition.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche sey ferner so langsamer Art, dafs man bey Austritte aus Frankreich Mühe habe, sich an die Bewegungslosigkeit dieser Nation zu gewöhnen. Man höre bey ihm das Wort *unmöglich* hundertmahl, eh man es einmahl in Frankreich vernehme: daher wisse der Deutsche, wenn Thaten gefordert würden, nicht was das heifse, Hindernisse überwinden. (Wir halten dafür, dafs dieses Letztere eine der Ansichten sey, die die Verfasserinn nunmehr nach ihrem Geständnisse bey Seite legte, und wollen darüber nicht mit ihr rechten).

Am gemeinen Manne, dessen Aufsenseite ihr zwar zu rauh vorkommt, rühmt *Madame Staël* den Widerwillen gegen ausländische Sitte, Furchtlosigkeit (worin sie sich aber später widerspricht) dann die beharrliche Ausdauer. Letzteres scheint der frühern Behauptung, dafs der Deutsche Hindernisse zu überwinden nicht verstehe, nicht allerdings zuzusagen. Ferner rühmt sie die allgemein verbreitete Liebe zur Musik. So erwähnt sie auch, dafs die Hirten in Oesterreich auf zwar einfachen doch wohltönenden Instrumenten angenehme Weisen spielten, und bemerkt: diese Weisen stimmten vollkommen mit dem angenehmen träumerischen Eindrücke überein, den das Land hervorbringe. Diefs Lob wird Manchen, der ein paar Seiten früher sich von dem ernstesten trocken Charakter Deutschlands überzeugen mußte, aus dem Gleichgewichte dieser Ueberzeugung bringen. Von der Behauptung, dafs die Instrumentalmusik in Deutschland eben so zu Hause sey, als in Italien die Vocalmusik, geht die Verfasserinn zu allerley Beschreibungen über, die so ziemlich den Charakter der Reisebeschreibungen nach den Ge-

Sechstes Heft.

genden der Wilden in den Südseeinseln tragen; doch nimmt sie sich der guten Leute noch gutmüthig genug an, und vergibt ihnen manche Unge-schliffenheit um ihrer nicht verwerflichen Anlagen willen. Etwas lächerlich nehmen sich die zwar jetzt schon bereuten Versuche aus, durch welche sie des Deutschen Unfähigkeit, im Kriege etwas zu vollbringen, entdecken will. So wird die Ursache unter andern auch darin gesucht, dafs das Klima nicht recht warm, aber auch nicht ganz und gar kalt genug sey, um die Leute abzu-härten, sondern vielmehr nur geeignet, sie in die Wohnungen zum Ofen zurück zu treiben. Insbesondere sey der gemeine Mann durch die Oefen, das Bier und den Tobaksrauch in einen so schweren heißen Dunstkreis versetzt, dafs keine Thätigkeit aufkommen könne, die Kühnheit zu Staats-umwälzungen sich nur langsam ausbilde, endlich trete volle Muthlosigkeit, mit ihr Unfähigkeit zum Kriege ein. Wie weit hat die Liebe zum Kamin, und Abneigung gegen Bier und Tobak hier eine kluge Frau irre geführt! Sollte man nicht versucht werden sie zu fragen: steht diese Stube voll Dampf und Hitze über dem Bauer auf dem Felde? bedeckt sie ihn im Wald, auf der Heerstrasse, auf Flufs und Seen, überall? Ist diese Stube irgend im Kreis der Hölle, in der er ohne entrinnen zu können, gebannt ist?

Von der Religion wird behauptet: sie habe bey den Deutschen den Sitz im Innersten des Herzens, sey aber zugleich etwas träumerischer Natur und zu sehr nach Unabhängigkeit strebend. Auch sie trage sehr viel zum Zerfallen des deutschen Volks in kleine Abtheilungen bey, und man wisse nicht welcher derselben man den Nahmen Nation geben solle. Die Freyheitsliebe sey bey den Deutschen nicht entwickelt, die Unabhängigkeit, die jedem zu Theile ward, habe bey Allen die Freyheit in Vergessenheit gebracht. Das Feudalrecht habe sich bey ihnen durch die Gerechtigkeit in der Ausübung erhalten. Dem Deutschen fehle es fast immer an Allem, wozu Gewandtheit erfordert wird, er behandle, ganz das

Gegentheil des Franzosen, nur die Ideen mit Freyheit, alles Handeln aber mit methodischer Unterwerfung unter das Joch irgend einer Regel. Unterwerfung unter die äußere Gewalt mit der möglichst freyen Kühnheit im Denken paarend, den Mächtigen der Erde alles Reelle überlassend, stritten bey den Deutschen helle Köpfe nur um die Herrschaft im Gebiete des Denkens. Aus allem diesem wird der glückliche Schluss gezogen, daß der Geist und Charakter der Deutschen unter sich nicht verbunden sey, daß die Aufklärung des ersten selten dem letzten Kraft gebe, welches die Verfasserinn folgendermassen ohne Schwierigkeit erklären zu können glaubt: „Die Ausdehnung des Wissens in neuerer Zeit hat nur die Schwächung des Charakters zur Folge, wenn er nicht durch die Gewohnheit der Geschäfte und die Realisirung des Willens gestärkt wird. Alles sehen, und alles wissen ist ein großer Grund zur Ungewisheit; die Thatkraft entwickelt sich nur in jenen freyen und mächtigen Landen, wo die patriotische Empfindung in der Seele wie das Blut in den Adern ist, und nur mit dem Leben erstarrt.“ Die Anmerkung fügt hinzu, daß durch diese vage Beschreibung England gemeint sey, und daß die Censoren hier ein Auge zugedrückt hätten, um diese schreckliche Stelle nicht zu sehen. Deutsche Censoren würden im Gegentheile diese Stelle unterstrichen haben, damit sie, durchschossen gedruckt, den Unverstand recht auffallend kund gebe. Was heißt dieß, daß patriotische Empfindungen in der Seele, wie das Blut in den Adern sich befinden? wird dadurch wirklich ausschliessend England bezeichnet? Ist Patriotismus nicht überall zu Hause, wo eine dem Charakter der Staatsbürger angemessene Verfassung besteht? muß diese schlechterdings republikanischer Art seyn? Wie sehr wäre zu wünschen, daß die Verfasserinn sich nicht so häufig auf Dinge einliesse, die über ihrem Horizont liegen, oder daß sie mit dem unreifen Vorwitz, der sie zu den Bäumen der Erkenntniß des Guten und Bösen hinzieht, nicht auch die leichtsinnige Vermessenheit verbände, untersagte Früchte pflücken zu wollen. Ueberall tritt sie von dem Geiste der einheimischen Revolution zwar nicht verführt, doch geblendet auf. Die großen Schatten deutscher Vorzeit sind ihr, die die Geschichte zu kennen glaubt, ganz unbegriffen vorübergegangen. Die unendliche literarische Thätigkeit und das Kunstbestreben der Deutschen, als eine einzelne Aeußerung ihrer reichen Individualität, mit der practischen Kühnheit der frühern Jahrhunderte aus ein und derselben Quelle zu leiten, diese literarische Richtung des Zeitgeistes nur als das, was sie ist, als die Durchgangsperiode zu einem

erneuerten, durch die Macht bewußter Stärke noch ehrwürdigerem Leben, als jenes der Vorzeit war, zu betrachten, fällt ihr nirgends bey. So spricht sie auch mit einer wundervollen Verblendung von dem durchaus nur auf Speculation und Kunst gerichteten Leben der Deutschen, während das Reelle auswärtige Liebhaber finde, als ob ganz Deutschland am Studiertische säße, oder in seinen eintönigen Wäldern, sich selbst mit dem Scheine einer schönen Natur belügend, Reime drehte, die öffentlichen Geschäfte aber gar nicht besorgt wären, auch nirgends jemand einen Thron einnahme, weil all dieß aus Mangel der Liebe zum Realen dem Auslande überlassen bliebe. Es ist viel leichter für Nationen zu schreiben, als ihre Art des Seyns zu ergründen; wer aber Uebermuth zu so ehrwürdig schweren Untersuchungen bringt, ist der Tadelnswürdigste der Menschen.

Das Hauptstück über die Frauen wird mit einer sehr gelungenen Darstellung ihres Verhältnisses zu den Männern eröffnet, und geht dann zu den deutschen Frauen über, von welchen ausgesagt wird, daß sie einen eigenthümlichen Reiz besitzen, eine rührende Stimme, blondes Haar, eine blendende Haut haben, bescheiden seyn, wie die Engländerinnen, aber nicht so blöde, *man sehe es ihnen an, daß sie seltner auf Männer gestossen seyn, die ihnen überlegen waren*, und daß sie das Publikum weniger als strengen Richter zu scheuen hätten. Wenn diese Behauptung nun freylich die Ansicht der *Madame Staël*, die sie von Deutschland faßte, nur von einer andern Seite beleuchtet, und zugleich einigen Schatten auf die deutschen Männer zu werfen scheint, welche sich des Umgangs dieser Frau erfreuten, so wird doch die dadurch deutschen Männern überhaupt zuge dachte nachtheilige Vergleichung mit Brittischen viel weniger kränkend, wenn man sich die Romane dieser Frau in's Gedächtniß zurück rüft, und erwägt, daß sie nie einen Mann zu zeichnen verstand, daß ihr dieser Versuch eben so sehr bey Zeichnungen nach brittischen als nach französischen Mustern mißlang, und man daher behaupten könnte, daß sie, obwohl Gattinn und Mutter, dennoch nicht eigentlich zu wissen scheine, was ein Mann sey. Wir, von unserer Seite, glauben, daß jeder Mann, wenn er sich nur nicht durch Immoralität entwürdigt, jeder Frau, mit der ihn sein Schicksal verbindet, überlegen sey, und daß zum Beyspiele eine in Frankreich geborne Frau nicht nöthig habe, über den Kanal zu schiffen um ihren Herrn zu finden, den sie überall und auch zu Hause leicht treffen wird. Wenn nach der Art dieser Aeußerung der Verfasserinn es fast scheinen muß, als hätte sie bey der Schilderung jener Männer,

die wegen Ausschließung von der Lenkung der Staatsmaschine sich auf thierische Kraftäufserung werfen, die Deutschen mitbegriffen, so wollen wir diefs ihrer beschränkten Ansicht von der Theilnahme am Staatsleben zu gute halten; und bitten sie, mit Hamlet, zu erwägen, dafs es gar manche Dinge gebe, von welcher sich ihre Philosophie nichts träumen läfst. — Ueber die Art der Liebe in Deutschland, über die zu leichten Ehescheidungen bey Protestanten, über einige Gebrechen im Betragen mancher deutscher Frauen, sagt die Verfasserinn manches wohlwollend und fein Gedachte. Sie schreibt den Deutschen Frauen eine sanfte Herrschaft über die Herzen zu; doch meint sie, sie hätten zu wenig Geistesschnelligkeit, um den Ideengang einer Gesellschaft in raschen Lauf zu setzen, welche eigentlich nur in Paris zu finden sey. Das Gespräch sey in Frankreich eine Kunst, zwar unterstützt von *Seele* und *Phantasie*, doch auch fähig den Abgang beyder zu ersetzen, welches anderswo, wo nur Höflichkeit oder Untersuchungseist oder Freundschaft das Gespräch leite, nicht möglich sey.

Auf diese zum Theile wahr gedachten, zum Theile seichten Bemerkungen folgt eine Darstellung vom Einflusse des Geistes des Ritterthums auf Liebe und Ehre, welche sich durch Gründlichkeit eben so sehr, als durch die Schönheit der ausgesprochenen Gefühle der Verfasserinn auszeichnet, und ihr Herz wie ihren Geist auf die wohlthuedenste Art verkündet. Denjenigen, welche durch manche französische Eigenheit dieses Werks überhaupt sich zurückgestossen fühlen, wird diese Untersuchung so wie jene über Religion (die Krone des Werks) eine wohlthuedende Erscheinung seyn. Die Poesie des Mittelalters ist indess in dieser Untersuchung etwas zu einseitig aufgefaßt. Dafs in Deutschland der Geist des Ritterthums nur noch im leidenden Sinne herrsche, wird die Verfasserinn vielleicht jetzt nicht mehr unbedingt behaupten wollen, obgleich diese Ansicht noch immer in Vertheidigung zu nehmen wäre; doch glauben wir dafs ihre Folgerung: dafs alles Grofse, was künftig in Deutschland vollbracht werden könnte, nur aus der Liebe zur Freyheit herrühren könne, der Wahrheit nicht angemessen sey. Sie selbst hat es, wiewohl nur dunkel und unlauter geahndet, dafs der Charakter des Deutschen nicht nach sogenannter Freyheit strebe, aufser wo ihm die Nothwehr zwischen zwey Extremen dieses wählen lehrt. Er sucht daher nicht Ungebundenheit, sondern eine seiner würdige Beschränkung, auch im äufsern Daseyn jener Eigenheit seiner Natur gleich bleibend, vermöge welcher er alles, was er unternimmt, als an heilige Ideen gebunden, und ihnen unterworfen anerkennt, Dieser Ansicht gemäfs, hat ihm

alles Leben die höchste Würde, und der Einzelne bedarf es gar nicht, seine Individualität bey der Leitung des Staates insbesondere thätig werden zu lassen, um zur Ueberzeugung seiner persönlichen Würde zu gelangen, da ihm das Ganze des Staatslebens mit diesem auch das seinige ehrwürdig erscheint. Die höchste Gewalt selbst, der Regent, als Repräsentant und Leiter des Staatslebens ist daher auch der höchste Punkt seiner Ehrfurcht, das Ziel seiner ungeheuchelten Liebe; nicht eine störende Kraft seiner eigenen Thätigkeit, sondern ihre vorzüglichste Stütze. Der Patriotismus des Deutschen daher, in einem höhern Sinne als bey rein praktischen Völkern vom Gesamtleben des Staates ausgehend, trifft in der Liebe zu dem Regenten zusammen, und concentrirt dort die Fülle seiner unermesslichen Kraft, zur Handhabung einer freyen Verfassung nicht vorzüglich ausgestattet, doch geeignet, der edelsten Monarchie das Daseyn zu geben, da ihm die oberste Gewalt als der heilige Mittelpunkt aller Handlung erscheint. In diesem Sinne hat sich von jeher deutsche Kraft mächtig gezeigt, sie ist noch in diesem Sinne in allen Staaten deutscher Abkunft mächtig und ehrwürdig. Vorübergehende Erscheinungen der Zeit, aristokratische Sonderung einzelner Machthaber, zeitweilige Verstandesvorherrschaft, sind wie Krankheiten eines kräftigen Körpers nicht ohne reinere Ausbildung der ursprünglichen Natur vorüber gegangen, oder werden noch allmählig schwinden. Es ist immer eine Einseitigkeit, irgend eine Erscheinung in der Geschichte eines Volkes aufzugreifen, ohne auf das Leben früherer Zeiten Rücksicht zu nehmen, und den nur aus dem Ganzen seiner Geschichte klar werdenden Geist eines Volks nach irgend einer einzelnen Kraftäufserung oder einer vorübergehenden Schwäche zu beurtheilen. Die Verfasserinn selbst war hier keineswegs gesonnen, dem Deutschen die Wiederkehr der alten kräftigen Zeit oder deren Tugenden abzuspreehen, sondern sie glaubte nur, dafs der Geist aller Völker Europa's jene Wendung nehmen müfste, die sie darlegt. Wir hielten es für gut, im Vorübergehen auf dasjenige hinzuweisen, was deutschen politischen Sinn vorzüglich bezeichnen möchte, und können uns bey der Beschränktheit des Raumes weder darauf einlassen, das Gesagte vollständig auszuführen, noch auch die allerdings vorhandenen Gründe zu widerlegen, welche die Verfasserinn zur Unterstützung ihrer Meinung vielleicht von der Gegenwart selbst entlehnen dürfte.

Acht Hauptstücke des Buchs widmet die Verfasserinn dem südlichen Deutschland, und beschränkt sich hier größtentheils auf Wien. Sie beginnt damit, es herrsche so ziemlich eine Meinung darüber, dafs die Literatur blofs in Nord-

deutschland zu Hause sey, und die Süddeutschen im Gegensatz der Norddeutschen sich mehr den sinnlichen Genüssen hingeben. Manche geniale Männer seyen zwar im Süden geboren, aber in Norden gebildet. Da nun aber das gesellschaftliche Daseyn in Deutschland ganz reizlos sey, weil es den Einwohnern an Anmuth und Lebhaftigkeit fehle, so sey der Deutsche verbunden Genie zu haben, um liebenswürdig zu seyn. Franken, Schwaben, auch Bayern vor Errichtung der Akademie in München, seyen vormals als schwerfällige Länder angesehen worden. Bey wenig Literatur Unbehüllichkeit im Sprechen der lateinischen Töchttersprachen, große Zusammenkünfte ohne gesellschaftlichen Geist, kriechende Höflichkeit, unpolirte Aristokratie, Herzensgüte und Treue bey lächelnder Steifheit hätten als Eigenheiten dieser Lande und seiner Einwohner überhaupt zu den Spottereien über deutsche Langeweile Veranlassung gegeben. In einem Lande, wo die Gesellschaft so gar nichts, und die Natur so wenig sey, könnten nur die Sitze der Literatur, die gelehrten Städte anziehend seyn. Im südlichen Deutschland wäre vielleicht auch die Literatur empor gekommen, wenn die Regierungen mehr für sie hätten thun wollen, doch sey dieß Land zu wenig nördlich und zu wenig südlich, nicht so ganz heiß und auch nicht so kalt als nöthig ist, um die Einbildungskraft in lebhaftere Thätigkeit zu setzen. (Wir werden sie, um uns hierüber zu unterrichten, nächstens um den eigentlichen Thermometerstand der Einbildungskraft ersuchen lassen) — das in jeder Hinsicht gemässigte südliche Deutschland (wie sehr widerspricht dieß ihren frühern allgemeinen Klagen über Deutschlands nordischen Charakter) schleiche im eintönigen Wohlseyn dahin. Der vorzüglichste Wunsch der Einwohner dieser Lande sey dieser, das Leben, das sie führen, so wie es ist, fortzuführen. Dieser Wunsch aber, wenn er der einzige ist, reiche nicht hin, auch nur das, womit man sich zufrieden stellt, zu behalten.

Ohne über die mehr als französische Frechheit, womit in dem hier angeführten eine Frau voll Dünkel über deutsche Stämme und deutsches Leben überhaupt wegwerfend abspricht, ein Wort zu verlieren, wollen wir uns an diese allgemeinen Behauptungen selbst wenden, und auch dadurch die Beantwortung manches Ausgeführten in den folgenden Hauptstücken ersparen. Wir haben es von jeher als eine ganz verkehrte Ansicht an manchen Völkerbeschreibern bewundert, daß sie ein Volk ganz allein von Seite der Literatur auffassen, wohlgemerkt, der Literatur nicht als das Product der Natur des Volks im allgemeinen charakteristischen Denkens oder Kunstvermögens, son-

dern jener gesonderten Welt, in der sich ein Buch aus dem andern herausbaut, ein Gedicht auf das andere pfpöpft, und endlich in einen eng geschlossenen Irrgarten zusammen wächst, den man, oft unter Angst und Beklemmung, ganz durchlaufen muß, um sich darin ein wenig auszukennen. Die Franzosen haben nach dieser Ansicht ein so kunstreich verwickeltes labyrinthisches Gartenstück zu Stande gebracht, daß man ihnen der Mühe wegen, die es gekostet hat, die Freude daran nicht verargen kann. Weil Gott, der die Bäume wachsen ließe, bey ihrem Garten das wenigste gethan, sie aber, die sie verbogen, zugeschnitten und durcheinander geschlungen, nach ihrer Einbildung das Meiste, so hat sich ihre Aufmerksamkeit von der Betrachtung der natürlichen Eigenheit ihrer Gewächse begreiflicher Weise auf deren Structur und freudenreiche Mißstaltung hinübergewendet, und froh so herrlich ausgebildeter Naturanlagen, erkennen sie nur ein Gewächs was in diesen Kunstbau hineingehört, und auch dieses nur nach den Verhältnissen, in welchen es zu dem wunderwürdigen Ganzen gehört, das sie als zweyte Schöpfer recht nach eigensten Dünkel zusammenfügten. Weil solcherley Machwerk nun ganz für sich selbst steht, und sich von den Naturleben des Volks in eigenwilliger Trennung losgelöst hat, so ist begreiflich, wie man vermöge einer besondern Lust an solchem Wesen dieses ausschließend der Ueberlegung würdigen, und vom Volke nur in so fern Notiz nehmen kann, als es Meister zu dem verschlungenen Baue geliefert. Bey der deutschen Literatur ist aber weniger als bey irgend einer andern eine solche ausschließende Betrachtung möglich. Sie ist in einem solchen Sinne nie ein Ganzes gewesen und wird es nie werden, weil sie nicht an Holzgeländern nach willkührlichen Zwecken hinaufgebunden, sondern als ein Wald freyer Gewächse keimet, sproßt und blüht, und gar keine Regel als jene die ihr heimathliche Natur des Volks gibt, anerkennt. Sie bedarf weder fabelhafter kalter noch heißer Treib- und Reitzmittel, all ihr Seyn einzig dem Charakter des Volks dankend, aus dem sie empor blüht. Da dieses ganze Volk daran Theil nimmt, und sie den Charakter des Südens wie des Nordens treu in ihren Früchten darbietet, so ist es lächerlich, sie als dem südlichen Theil der Nation fremd darzustellen, der schon durch das dargebotene Bild seines Lebens Ursache der Dichtung wird, und, wenn gleich in wenigern, doch desto größern Individuen an der Kunstproduction Antheil nimmt. Dieses reizlose südliche Leben hat der Verfasserinn aus *Goethe's* Liedern zugelächelt, sie hat sie aber mehr belobt als gefühlt oder verstanden. Es hätte ihr aus Mozarts

ewigen Harmonien wie Zauberklang einer schönern Welt entgegengetönt, wenn sie für solchen Gesang ein Ohr oder Sinn für solche Tiefe der Schönheit hätte. Was sie nun durch den Geist der Kunst verklärt nicht begriffen, konnte in anspruchsloser Naturerscheinung um so weniger einen Eindruck hervorbringen; sie hat die mütterliche Donau gesehen, ihre reichen Inselkränze, das blühende Leben unsrer Thäler, die heitere Majestät unsrer Berge, und ist wie im Geist erblindet dort vorüber gegangen. Das gesellschaftliche Leben ist für sie ohne Reitz geblieben, weil es nicht die Schmach der Ueberreizung, wie bey ihr zu Hause, an sich trägt; nach einigen Gesellschafts-Cirkeln, die sie besuchte, beurtheilt sie den Charakter der Gesellschaft in Wien, und bürdet dort der ganzen gebildeten Welt französische Nachäfererey gewaltsam auf. Sie beklagt sich, daß es der deutschen Gesellschaft, auch der besten, an *Esprit mangle*; wir wollen Gott und uns danken, daß es dem also sey. Denn da diese Gabe in der Kunst bestehe über *Nichts* ohne anderes Interesse als daß man eben spricht, zu sprechen, so ist dieß eine Gabe, welche nur einer ganz hohlen Natur und einem an aller Theilnahme leerem Herzen eigen seyn kann. Wir haben dieses *Esprit* hier niemals anders als französisch gegeben. Der Verfasser der bey Hitzig erschienenen Uebersetzung, in der Verlegenheit das Wort deutsch durch Geist geben zu müssen, unterstreicht das Wort, um es nach dem Kunstausdruck gesperrt *G e i s t* drucken zu lassen, und fügt die Anmerkung bey: so oft *Geist* gesperrt erscheint, bedeutet es *Esprit*. Der Zufall hat wohl nie eine treffendere Wortbezeichnung herbeygeführt. Ganz gewiß ist das, was der Franzose unter *Esprit* versteht, *gesperrter Geist*. Warum aber, wenn Geist in die Gesellschaft sich hinein wagt, soll er gesperrt seyn, eingeklemmt zwischen selbst gemachte Schranken einer ganz ohnmächtigen Berücksichtigung fremder Schwäche, der leeren Anerkennung des gleichfalls gesperrten Geistes in den Uebrigen, da er vielmehr zur Ehre der Menschheit fessellos heitere Flügel der Eigenthümlichkeit wagen sollte? Warum soll man lieber von *Nichts* als von *Etwas* reden, und warum soll es ein Vorzug seyn, so durch Ohnmacht und Wahn gesperrt und verpackt, auf dem Gerüste des Gesellschaftbodens sich scheinbar mit Leichtigkeit zu bewegen, und eine nur verstellte Leerheit an sich zu parodiren? — In Wien behauptet *M. Staël* keine Dichter und Literatoren gefunden zu haben, welches überhaupt möglich ist, doch hätte sie, aufser den verstorbenen *Collin*, noch *Caroline Pichler* und *Herrn von Hammer*, welche beyde sie kannte, nennen dürfen. Wenn sie ferner behauptet, daß

es hier keine Gelehrte gebe, so ist dieß Unsinn, der keiner Antwort werth ist. In Hinsicht dessen aber, daß sie im Ganzen dem österreichischen Volke das Streben nach Wissenschaft und Kunst, und die Freude an beyden, mit diesem aber zugleich höhere Thatkraft abspricht, würde man sie bitten müssen, nochmals hieher zu kommen, und sich etwas genauer umzusehen, wenn nicht eine zweymalige Anwesenheit ihr schon, hätte sie guten Willen mitgebracht, eine bessere Ueberzeugung zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Insbesondere ist merkwürdig, daß die Verfasserinn, obgleich dieß Buch erst im Jahre 1812 vollendet worden, auch nach den Vorgängen des Jahr 1809 sich nicht veranlaßt gefunden, die absprechende Aussage über den Charakter des österreichischen Volkes zu ändern, und daß es ihr auch jetzt noch, nachdem in Spanien so große Dinge gegen leichtfüßige Neufranken vollendet waren, nicht beyfiel, daß es Völker gebe, die eine gewisse leere Geschäftigkeit verachten, bey anscheinender Regungslosigkeit im Alletagsleben eine desto tiefere Kraft für große Momente des vaterländischen Schicksales aufbewahren, und wenn gleich nicht schreib- oder redselig, doch für Ideen jeder Art mehr als bloß zugänglich sind. Uebrigens sind Entscheidungen über Völker von solcher Wichtigkeit, daß eine Frau hierüber wohl Urtheile der Männer anhören, ihr eigenes aber, wenn sie zu einem solchen gelangt zu seyn vermeint, öffentlich auszusprechen sich untersagen sollte.

Da die Verfasserinn das österreichische Volk nicht begriffen, so ist ihr die Regierung noch fremder geblieben, die dem Charakter dieses Volks angemessen ist. Sogar die Gerechtigkeit und stete Berücksichtigung des Volksglückes, die sie rühmend anerkennt, ist ihr auf der andern Seite wieder nicht ganz recht, weil diese Dinge nicht nach französischem Sinne betrieben werden, kein Durcheinanderlaufen, Gedräng, keine Reibung sichtbar ist, und alles so sehr in Stille und Ordnung vor sich geht. Vermuthlich vermißt sie hauptsächlich in der Geschäftsführung den gesperrten Geist, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Die eigenthümlichen Vorzüge des regierenden Hauses weiß sie indess mit gründlicher Anerkennung darzulegen, und wir rathen ihr, von da aus, und in dem Sinne, wie sie dort beobachtete, weiter zu gehen, und bis zum Volk herabzusteigen, so wird ihr einiges, worin sie bis jetzt durch Willkühr der Ansicht irrte, klarer werden. Unrichtigkeiten, über den Stephans-thurm, das Alter der jetzigen Ausdehnung Wiens etc. übergehen wir, um die Betrachtungen über die deutsche Sprache zu erwähnen, welche die

Untersuchungen über das südliche Deutschland, wo die Verfasserinn am meisten über das Reden geredet, beschließen: Das Deutsche schmiege sich nicht genug an die Schnelle der Unterhaltung, der Sinn eines Satzes werde erst am Schlusse desselben gefaßt, es sey gar nicht möglich jemanden im Reden zu unterbrechen, weil der Anfang des Satzes ohne das Ende nichts bedeute, es sey daher diese Sprache zur Philosophie und Poesie, nicht aber zur Gesellschaft geschickt. Anwitzigen Einfällen der Deutschen sey daher mehr der Gedanke als der Schimmer den er durch die Sprache erhält zu bewundern, weil es nicht möglich sey, die Sätze mit einem frappanten Ausdrucke zu schliessen. Diese der Heiterkeit und dem Scherze zwar offene Sprache sey zum Spotte unfähig, man könne durch Anspielung niemanden darin lächerlich machen, und wenn man darin grübeln könne, so sey man nur allein in französischer Sprache im Stande, zum Ziele zu gelangen. — Wir begnügen uns, hier ihre Meinung angezeigt zu haben, und überlassen es ihr, sich eines Besseren selbst in der Folge zu überzeugen. Sie schließt das Hauptstück mit einer aus der deutschen Sprache hergeleiteten Lobeserhebungen des deutschen Charakters: es sey nicht leicht möglich, deutsch sprechend, falsch zu seyn, die Sprache setze sich dagegen. Vermuthlich glaubt sie dadurch die Wunden, welche sie dieser Sprache geschlagen zu haben wähnt, wieder zu heilen.

Den Eingang zur Darstellung des nördlichen Deutschlands macht die Verfasserinn durch neues Seufzen über den nördlichen Charakter Deutschlands, und die traurigen Gefühle, die sich ihrer vor und bey der Ueberfahrt über den Rhein, den sie für den Grenzfluß hält, bemächtigten, wozu noch der Unwille ihrer Bedienten hinzukam, daß man die Sprache, die sie für die allen gebildeten Ländern eigne hielten, nicht verstand. Sie klagt über den Schnee den sie gefunden über die groben Späße deutscher Handelsleute, lobt aber zugleich die Einsichten derselben in politischen und militärischen Angelegenheiten ihres Landes, verfassend, daß sie ihnen einige Zeilen früher alle allgemeine Ideen über ihr Geschäft absprach. Deutschland fessele nur den Fremden durch die Macht der Ideen. In den kleinen nordischen Städten, ohne irgend eine Belustigung, wo die Zeit tropfenweise hinrinne, und kein Geräusch die einsame Betrachtung störe, wo keine repräsentative Verfassung reges Leben erzeuge, keine große Hauptstadt sey, würde das Leben durch die Strenge des Clima die geringen Glücksgüter und den Ernst des deutschen Charakters höchst beschwerlich seyn, wenn die Macht des Gedankens nicht über diese ärmlichen langweiligen Verhältnisse

hinausflöge. Das Interesse der Begebenheiten sey durch das des Gedankens ersetzt, und habe eine unabhängige durch das gleiche Ziel des Strebens in sich zusammenhängende Republik der Gelehrten geschaffen, die wie Bergleute unter verschachtete Schätze hingestellt, die intellectuellen Reichthümer des menschlichen Geschlechts zu Tage förderten. — Gewiß, bey tiefer Herabwürdigung des Landes hohes Lob der Gelehrten! nur ist zu zweifeln, ob, wenn sie sich selbst erkennen, sie dasselbe nicht abzulehnen geneigt seyn werden. Denn, woher käme die Art und der Sinn ihres Strebens, als von dem geschmähten Lande, dessen Charakter sie aussprechen? Sie sind nicht in Afrikanische Sandwüsten geworfene Oasen, sondern gesunde Bäume, aus kräftigem Boden aufstrebend. Nur wenn man nicht weiß, daß man am Ernste selbst Freude haben kann, und wie viel dauernder die Freude des Ernstes als jene leichtfertige Geschwätzigkeit sey, kann man so leichtfertig über den Ernst schwätzen, der diesem traurigen Deutschland eigen ist. — In Sachsen und im Norden von Deutschland sey die meiste Aufklärung auf Erden befindlich, die ungeheure Anzahl der jährlich erscheinenden Bücher lasse auf die der Leser schliessen, das bewundernswerthe deutsche Studiren daure oft fünfzehn Stunden des Tags hindurch, welches oft Jahre lang so fortgetrieben werde; doch mache die Langeweile des Umgangs diese Zurückgezogenheit wünschenswerth. Die Ehrlichkeit sey ausserordentlich. Aus mangelndem Gemeingeiste rühre indess dort Mangel an Geschäftskennntniß her, die erkannte Wahrheit habe weder Hände noch Füße um praktisch in's Leben zu treten; während die Gelehrten in Unwissenheit aller Geschäfte lebten, entwickelten die Geschäftsmänner mit Verachtung aller Ideen einen gewissen Machiavellismus. — Nach dem Lobe Weimars, welches sie keine kleine Stadt sondern ein großes Schloß nennt, und der Anerkennung der Verdienste seines erlauchten Herzogs um das Aufblühen der deutschen Literatur, dann nach Erhebung der Schönheit des dortigen Lebens, geht die Verfasserinn auf Preussen über. Sie beginnt dort mit der Wiederholung ihr keineswegs eigenthümlicher Ansichten über Friedrich den zweyten, lobt den liberalen und gerechten Geist auch der jetzigen Regierung, und geht auf Berlin über, an dessen neuem regelmässigen Baue sie nur zu tadeln findet, daß er keine alten Erinnerungen mit sich führe, und durch kein gothisches Gebäude auf deutsche Vorzeit zurückweise. Vermuthlich hatte sie in Berlin schon vergessen, welche peinlichen Eindrücke die alt deutschen Burgen, die ächten Säulen, durch welche deutsche Vergangenheit in diese bewegliche Zeit

emporragt, auf sie hervorgebracht hatten, und tadelt hier, was sie nach frühern Ansichten loben sollte. So lobt sie auch, daß dort der *Geist* (gesperrter nämlich) weit mehr als in Wien gegolten habe, ein glückliches Erbstück König *Friedrich des 2ten*, dergleichen *Maria Theresia* in Oesterreich nicht zurückgelassen. Da wir Berlin nicht kennen, müssen wir die Wahrheit dieser Aussage auf sich gestellt seyn lassen. Berlin sey der Brennpunkt der deutschen Aufklärung, Männer von Talent aus allen Klassen seyen dort vereinigt, dieß erstrecke sich nicht bis auf die Frauen; denn hier wie im übrigen Deutschland sey das weibliche Geschlecht noch nicht genug in die Gesellschaft verflochten; dieß sey aber um so nothwendiger, weil keine repräsentative Verfassung hier wie in England sey, und der männliche Charakter gar nicht sich ohne Beyhülfe der Frauen bilden könne, da ihm diese Verfassung mangle. Die Vermischung der deutschen und französischen Sprache habe dort der Unterhaltung geschadet, und in Allem, was äußere Hofsitte betreffe, müsse man Wien den Vorzug einräumen. Doch sey Preußen keine geräumige Caserne zu nennen, sondern der Sitz der Aufklärung. Das Gefühl für Recht, der Geist der Unabhängigkeit seyen dort nur noch nicht gehörig in Verbindung gekommen gewesen, um die Festigkeit des Staats zu begründen. Doch sey der Charakter der Preußen, ungeachtet die ganz Deutschland eigenthümlichen körperlichen Strafen im Militär auch dort den Keim der Ehre im Herzen der Soldaten erstickten, ungeachtet das Heer von der Nation getrennt erscheine, und es in unsern Zeiten nur im Nationalcharakter wahre Kraft gebe, schwingkräftiger als man aus den letzten Ereignissen (1806) schliessen sollte. Der glühende Heldenmuth des unglücklichen Prinzen *Louis* strahle auf seine Waffenbrüder einigen Schimmer seines Ruhms zurück.

Das Hauptstück über die deutschen Universitäten, den Geist der sie beseelt, mit den Untersuchungen über die Unzweckmäßigkeit der Mathematik als Einleitung in die Studien, ist gründlich behandelt, und der Vorzug der grammatischen Studien dargethan. Auch in den folgenden Darstellungen der Pestalozzischen Methode des Unterrichts zeigt die Verfasserinn Einsicht eben sowohl als Gefühl. Sie schließt die erste Abtheilung ihres Werks mit einer sehr schönen Beschreibung eines ländlichen Festes zu *Interlaken*, wobey man nur nicht recht weiß, woher die plötzliche Veranlassung zu dieser Beschreibung kommt, wenn die Verfasserinn nicht etwa durch die Ideenassociation von der Pestalozzischen

Erziehungsanstalt nach der Schweiz und Interlaken geführt worden.

Die Frage, womit die Verfasserinn die zweyte Abtheilung ihres Werks beginnt, „warum die Franzosen der deutschen Literatur keine Gerechtigkeit wiederfahren ließen“ beantwortet sie nicht allein durch die Bemerkung, daß die noch junge deutsche Literatur in Frankreich, wo die großen Begebenheiten des Tags alle Aufmerksamkeit auf sich zogen, noch nicht gehörig eingedrungen sey, sondern auch durch Darstellung des so sehr verschiednen Geistes beyder Völker, den gesellschaftlichen Charakter der französischen und den mehr auf die Individualität der Schriftsteller gegründeten Charakter der deutschen Literatur. Die Verschiedenheit beyder Nationen offenbare sich am besten aus ihrem Theater. Alles was Handlung, Intrigue, Interesse der Begebenheiten betreffe, sey tausendmal besser bey den Franzosen erfunden und durchgeführt, was aber die Entwicklung der Gefühle, die Darstellung der geheimen Stürme starker Leidenschaften betreffe, sey im Gegentheile weit gründlicher bey den Deutschen behandelt. Beyde Nationen seyen in ihrem Urtheile über die beyderseitige Kunst ungerecht, die Franzosen, die schuldigen, da sie durch Herüberleitung deutscher Gedanken viel gewinnen könnten; die Deutschen, wenn sie französische Regelmässigkeit beobachten sollten, würden nie damit zu Stande kommen. Leute von Genie aller Länder seyen fähig sich zu verstehen: *der Rhein, eine ewige Gränzscheide*, scheidet aber, im Allgemeinen, zwey nie vereinbare Reiche des Geistes von einander.

Man sieht aus dem hier angeführten, wie weit *Mad. Staël* von der Ergründung der deutschen Kunst entfernt sey, wie sehr sie ihre eigene mehr nach einem bewußtlosen Instinkte als nach Erkenntniß beurtheilt, da sie wähnt, daß die französische Kunst irgend einen Gegensatz mit der deutschen bilde, welches z. B. von italienischer, brittischer oder auch spanischer Kunst gesagt werden könnte. So lange sie nicht einsieht, daß dasjenige, was die Franzosen bey sich zu Hause Kunst nennen, der Deutschen nur wie die Nullität dem Seyn gegenüber stehe, hat sie überhaupt von der Kunst keines Volkes alter oder neuer Zeit eine Ahnung. Die Zweckmäßigkeit französischer Kunstbildung, die sie der unsern entgegen zu stellen vermeint, ist als eine durchaus willkürlich festgesetzte, nirgends auf die Natur gegründete, im Gebiete der Kunst, wohin sie nicht gehört, als gar nicht vorhanden zu betrachten, und biethet nur den Anblick eines großen Gerüstes zu einem unansehnlichen Gebäu-

de. Die sogenannten Schönheiten aber, die sie den Franzosen anrath unserer Kunst abzustehlen und in die ihrige einzufügen, würden keinen günstigen Erfolg dort hervorbringen; weil, wie der französische Charakter eng und arm, so auch ihre sogenannte Kunst dürftig, und auf zu schwachen Stützen gegründet ist. Wenn die Riesenbildungen unserer Kunst dort in Anwendung gebracht werden sollten, würden sie, wie der Rumpf von Erz, der auf Füße von Thon gestellt ward, jene gebrechlichen Grundsäulen unter sich in Staub zermahlen. Ein bekannter Spruch: es ist leichter dem *Herkules* die Keule, als dem *Homer* einen Vers zu entreißen, der für die Deutschen, welche nach ihrer Art von Homer gar manches zu erhalten wußten, nicht mehr gilt, würde verändert und umgewandelt, an der *Seine* etwa so lauten: es ist leichter den ganzen *Virgil* hier einzubürgern, als *Gothe* eine Zeile abzugewinnen. — Wir wünschen sehr, hier nicht mißverstanden zu werden. Wenn man uns z. B. fragen sollte, ob wir denn in der *Corinne* nichts *Gutes* fänden? so müßten wir erwidern: sehr viel *Vortreffliches*; die Herrlichkeiten aber, die dort zu Hause sind, sind alle von einem in Liebe bewegten Herzen, nicht aber von Kunstgefühl ausgegangen. Uebermaß, Schwanken, ungewisses Umherirren nach kaum halbgeahndeten Zwecken bringen in jenem Werke eine Mißstimmung des Ganzen hervor, welche einzig daher rührt, daß die Verfasserinn in ein Gebieth herübertretend, welches eigentlich deutscher Art war, französische Geschmacksansicht beybehielt, und alles über und durcheinander stürzte; bey solchem innern Widerspruche des Dichters mit sich selbst, mußte es ihr unmöglich bleiben, etwas Geordnetes aufzustellen. Wie sie nun dort in einem Werke der Dichtung verfuhr, verfährt sie auch hier bey der Beurtheilung deutscher Kunstwerke, und handhabt mit denselben nicht anders als mit dem in ihrem Romane aufgestellten Leben. Ihr Scharfsinn lehrt sie manches ergründen, ihr Gefühl zieht sie zu manchem unwiderstehlich hin, manches sagt sie auf Treue und Glauben geehrten Autoritäten nach; die eigentliche Tiefe ist ihr, wie der Kern des deutschen Lebens, den die Anbethung ihrer eignen Natur ihr verhüllte, verborgen geblieben.

Nach einer Darstellung des Eindrucks, den die deutsche Literatur in England hervorbringt, in welcher sie einzelne schöne Ansichten entwickelt, geht sie zur Beurtheilung und Darstellung der deutschen Kunst selbst über, und unterscheidet dort französische, englische und eigentlich deutsche Schule. Sie wird sich über manches, was sie

zwar wohlmeinend hier vorbrachte, aus *Fried. Schlegels* Vorlesungen über die Literatur eines Bessern belehren können. Hierauf zum Einzelnen übergehend, gibt sie zuerst über *Wieland* ein größtentheils wohlgegründetes, in jeder Hinsicht gemäßigtes Urtheil, und setzt seine Verdienste um deutsche Kunst in ein schönes Licht. Daß er aber in der Prosa *Voltären* ähnlich sey, ist eben so unwahr, als daß seine Philosophie Französisch war, da sie vielmehr (nicht im französischen sondern im griechischen Sinne) Epikurisch gewesen, worauf sie zwar, doch von französischer Ansicht aus, hinweist. Zur englischen Schule rechnet sie sehr unzweckmäßig den rein deutschen *Haller*, vermuthlich seiner didaktischen Richtung wegen, dann noch unbegreiflicher *Gefsnern*, ferner *Gleim*, *Ramler*, vor allen freylich *Klopstock*; doch wie weit steht der *Messias* über dem *verlorenen Paradiese*, und nach welcher Ansicht sind die Grundsäulen deutscher Lyrik, seine *Oden* nämlich, oder in welcher Art seine Schauspiele nach englischem Muster entstanden? Die zartgefühlten *Oden an die künftige Geliebte* tadelt die Verfasserinn als ohne wahrem Gefühl geschrieben; von der Ode: *die beyden Musen*, und jener: *an den Erlöser* gibt sie unglückliche Uebersetzungen, von dem Dichter selbst spricht sie, wie man von einem ehrwürdigen Vater sich zu reden erlaubt, und heiligt sein Andenken. — Wenn man mit der Verfasserinn über dasjenige rechten wollte, was sie über *Gothe* aussagt, so müßte man ein ganzes Werk schreiben, weil die Fülle der Mißverständnisse sich so sehr kreuzt und durch einander wirrt, daß Anfang und Ende der Widerlegung zu finden schwer seyn würde. Dennoch hat sie die Absicht ihn zu loben, anzurühmen, und vermuthlich ist er insbesondere derjenige, dem die Franzosen am freundschaftlichsten zu Leibe sollen, um aus seiner Poesie, worin nichts Schmuck ist, Schmuck für die ihre zu entlehnen. Die Darstellung indess, die sie von seiner Persönlichkeit so wie die, welche sie von jener *Schiller's* gibt, ist voll Würde und Begeisterung, und niemand wird sie, ohne ergriffen zu werden, lesen können. Die Verfasserinn läßt auf diese Darstellungen einige Betrachtungen über deutsche Schreibart und Versification, dann über Poesie, klassische und romantische, folgen, die wir, als theils schon früher berührt, theils als zu unwesentlich übergehen, und nur bemerken, daß hier die romantische (germanische) vor der klassischen (französischen) im Urtheile der Verfasserinn den Vorzug zu erhalten scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 52.

Freytag den 30. Juni.

1815.

Vermischte Schriften.

De L'Allemagne. Par M. la Baronne de Staël-Holstein. Nouvelle édition.

(Beschluss.)

Hier überwiegt nämlich die populäre Natur deutscher Dichtung, und ein ganz gewöhnliches keineswegs scharfes Auge muß bey Vergleichung deutscher und französischer lyrischer Kunst für die erstere entscheiden. Anders gestaltet sich freylich das Urtheil, wenn insbesondere von dramatischer Literatur die Rede ist, wo es fast so aussieht, als ob diese Gattung gar nichts mit dem Romantischen eigen oder gemein habe. In ihren Urtheilen, die sie hierauf bey einzelner Vorführung deutscher Dichtungen gibt, ist über Klopstock, auf den sie hier zurückkommt, abermahls viel Gutes, nur nichts erschöpfendes gesagt. Bey Gelegenheit *Vossens* nimmt sie sich heraus seine Uebersetzung *Homer's*, wegen sklavischer Nachahmung des Wortausdrucks, wegwerfend zu beurtheilen, sie würde aber besser gethan haben, die Kunst dieses Meisters, eh sie über selbe schmälte, zu studieren. Gewiß hat er uns einen besseren *Homer* gegeben, als sie deutschen Gesang ihren Landesleuten. Die Uebersetzung, die sie z. B. hier wieder aus der *Luise* gibt, ist dermassen unselig und flach, das ihre Unfähigkeit deutsche Art zu erkennen, schon hieraus allein klar werden mußte. An *Schiller's* lyrischen Dichtungen findet sie einige Aehnlichkeit des Styls mit den Französischen, wo sie vielleicht richtiger urtheilt, als der erste Schein zeigen mag. Sehr vieles und mannigfaltiges wird über *Gothe's* Dichtungen vorgebracht. Sie wundert sich auch, zu Zeiten etwas südliches darin zu finden, wir aber wundern uns über diese Verwunderung; diese Beobachtung hätte indess die Verfasserinn leicht auf wahre Ansichten führen können. Indess sie aber ihre Betrachtung nach allen Seiten wendet und dreht,

Sechstes Heft.

ergibt sich endlich bey nahe kein anderes Resultat, als dieß, das jener Dichter, alle Gestalten anzunehmen fähig, unendlich verschiedene Formen der Dichtung besitze. *Bürger*, *A. W. Schlegel*, *Mathisson*, *Tiedge* kommen nach einander mit grossen Lobsprüchen begleitet und eingeführt, vor das französische Publikum. Den Schluss dieser zum Ruhme Deutschlands eröffneten Gallerie lyrischer Dichter macht eine Untersuchung über den Geschmack. In dieser wird mit befremdender Unpartheylichkeit die Natur des Geschmacks (*Gout*) entwickelt, derselbe vorzüglich der gesellschaftlichen Uebereinkunft zugeschrieben, und als ein bloßs verneinendes Princip dargestellt, im Gegensatz mit der schaffenden Kraft der Kunst, der dennoch gleichwohl ein solcher Geschmack einer andern Art beywohne. Die drey grossen Tragiker der Franzosen hätten freylich ungeachtet sie sich jenes conventionellen Geschmacks nicht entschlugen, den höchsten Gipfel der Erhabenheit erreicht; allein die spätere Armuth der französischen Tragödie zeige hinlänglich, das auf dem Wege, den sie gingen, zu viele hindernde Schranken seyen. Zuletzt wird wieder eine Ausgleichung zwischen beyden Völkern und ihrem Geschmacke vorgeschlagen. Im folgenden Kapitel über die dramatische Kunst wird den Franzosen das Studium der deutschen Bücher nochmahls recht dringend ans Herz gelegt. Es wird zugegeben, das die Deutschen ungemeyne Unbehülflichkeit in Anordnung und Stellung ihrer dramatischen Figuren besitzen, die ohne alles Perspectiv neben einander auf einer Fläche stehen, aber ihre Dichter wüßten die Geheimnisse der Seele zu entziffern. Es sey sogar nicht mehr möglich etwas Originelles in der Art der jetzigen französischen Tragödie zu liefern, das sie einen andern Weg einschlagen müßte. Es sey wahr, nichts gehe über das imposante und wohl combinirte Ganze der französischen Meisterstücke, doch wenn man sich nur auf die Nachahmung dieser Meisterstücke beschränke, komme man nicht weiter. Eine 20jährige Revolution habe dem Geiste andere Bedürf-

nisse gegeben, das historische Schauspiel sey das Bedürfnis des Jahrhunderts. Nochmahls wird bemerkt: die Fehler des deutschen Theaters seyen sehr leicht zu erkennen; doch müsse zur Beurtheilung der Schönheit der Seele von Seite des Beobachters eine mit einer hohen Superiorität sehr vereinbarliche Gutmüthigkeit hinzugebracht werden. Verfasserinn wolle gar nicht behaupten, daß die Grundsätze des deutschen Theaters die bessern seyen, doch könne dieß Theater auf der Dürre des französischen Kunstbodens neue Ideen aufkeimen machen. Franzosen könnten auf diese Art auch im Reiche der Einbildungskraft Eroberer werden. Sie könnten schwerlich sich bedenken, einem solchen Rathe zu folgen. (!)

Die Verfasserinn beginnt ihre specielle Darstellung des deutschen Theaters mit *Lessing*, demjenigen, der zuerst eine eigenthümlich deutsche Bahn einzuschlagen versuchte, und seinen Landesleuten den Weg mehr zeigte, als ihn selbst betrat. Er wird mit Diderot verglichen, und ihm einiger Vorzug eingeräumt. *Nathan der Weise* wird vorzüglich berücksichtigt, doch ihm die Wirkung auf der Bühne abgesprochen. Ueber *Schiller* spricht die Verfasserinn mit sehr großem Wohlgefallen, sie ist reich an feinen Bemerkungen über ihn, sowohl im Lobe als im Tadel nach ihrer Einsicht höchst gerecht; dennoch in der vielfach gewendeten Betrachtung dieses Dichters zu keinen befriedigenden Resultaten über die Natur seiner Kunst und deren Verhältniß zum Ganzen des deutschen Kunststrebens gelangt. *Don Karlos* zählt sie mit Recht den Jugendgedichten *Schillers* bey; wenn sie aber die wahre Bemerkung macht, daß dieses Trauerspiel zwischen Dichtung und Historie unentschieden schwanke, mißkennt sie dennoch nicht die Vorzüge dieses Werks. Insbesondere weitläufig ist sie über *Wallenstein*, da dieses Werk durch die Bearbeitung *Benjamin's Constant* in Frankreich bereits Aufmerksamkeit erregte. *Maria Stuart* findet sie das in der Anordnung vollendetste deutsche Trauerspiel; doch werden die Franzosen das hohe Pathos, daß sie zugleich in demselben anrühmt, aus den beygefügteten Uebersetzungen nicht erkennen. Dasselbe muß man hinsichtlich der Uebersetzungen aus der *Jungfrau von Orleans* sagen; denn wenn dieselben schon auf den Deutschen, der den ihm bekannnten Rhythmus bey deren Durchlesung mithringt, keinen Eindruck machen, so werden sie in ihrer matt eingesunkenen Breite noch weniger Eindruck auf den Fremden zu machen im Stande seyn, von willkührlichen Entstellungen gar nicht zu sprechen, die sich die Verfasserinn aus Furcht vor dem Urtheile ihrer Landesleute erlaubte. Bey Gelegenheit der Beurtheilung dieses Meisterwerks macht

sie den Franzosen bittere Vorwürfe, daß ein so erhabner vaterländischer Gegenstand bey ihnen nur zur Entwürdigung seiner heiligen Natur benützt worden, das Ausland aber sie in dessen wahren Behandlung habe zurecht weisen müssen. Sie gibt eine genaue Darstellung von der Art in der diese Heldinn auf der Bühne zu erscheinen hätte. Die Entwicklung tadelt sie, als von der Historie abweichend, und folgt hierin fremdem Urtheile. *Die Braut von Messina* tadelt sie zu unbedingt, und spricht offenbar von der französischen Leidenschafts-Tragödie irre geleitet, wenn sie dieß Werks eines ruhigen Entsetzens beschuldigt. Einzelne Schönheiten großer Art gesteht sie auch diesem Werke zu. Ueber *Wilhelm Tell* sagt sie nichts ausgezeichnetes und nachdem sie einige Szenen entwickelt, und den Schluß des Werks getadelt hat, endigt sie mit einem Vergleiche zwischen dem würdigen *Schiller* und dem finstern Vogt *Gefstler*, wo der Umstand, daß der eine vom Pfeil *Tells*, der andere vom Pfeil des *Todes* getroffen wurde, einen sehr willkührlichen Mittelpunkt des Vergleichs darbiethet. Die Verfasserinn geht nochmahls auf *Gothe* zurück, um nun seine dramatischen Werke zu beurtheilen, und ihren Landesleuten bekannt zu machen.

Wir haben von jeher geglaubt, daß, um diesen Dichter gehörig zu verstehen, und zu erläutern, von seinen Liedern, welche die ihm angeborne Naturempfindung aussprechen, von *Faust* und *Iphigenie* ausgegangen werden müßte, welche beyde Werke vorzüglich die Richtung seines Geistes nach germanischer und griechischer Schönheit bezeichnen. Der Mittelpunkt seines Kunststrebens müßte auf diese Weise leicht ausgefunden, und das Verständniß für sämmtliche, auch die entferntesten spätesten Werke gefunden werden. Auf alle Fälle aber darf verlangt werden, daß bey der Darstellung jedes Künstlers nach Aufhellung des Mittelpunktes seines edleren Seyns gestrebt werde, welches hier eben so wenig als bey *Schiller* geschehen ist. Ueber *Götz von Berlichingen*, womit sie die Gallerie Göthescher Meisterwerke beginnt, sagt sie sehr viel schön und wahr Gefühletes, überrascht aber durch den Schluß, der merken läßt, daß sie in dem Werke eigentlich keine Poesie, sondern nur Darstellung der Wahrheit eines großen Lebens gefunden! Wann ist aber diese ohne Poesie möglich geworden? Vom *Egmont* hofft sie, er wäre der französischen Bühne anzupassen, und wir müssen sie bitten, dieß nicht etwa selbst zu unternehmen, weil die beygefügteten Uebersetzungen ihre Nichtberufung zu dieser Arbeit bewähren. Den Schluß des schönen Werks findet sie mit dem Ganzen in Disharmonie, worin wir ihr beystimmen. Die Folgerung

aber, daß die Deutschen nicht zu enden wissen, ist insbesondere *Göthe* gegenüber gesagt, der sie durch so viele Werke widerlegt, mehr als frech, wenn sie gleich ihm zugesteht, er wisse unter den Deutschen noch am besten Gewandtheit des Geistes mit Kühnheit zu verbinden. Daß *Göthes Iphigenie* an die griechischen Statuen und ihre hehre Schönheit erinnere, erinnert an *A. W. Schlegels* Darstellung griechischer Dichtkunst in seinen dramatischen Vorlesungen; daß, wie sie behauptet, im *Torquato Tasso* die Charakteristik mehr deutsch als italienisch sey, dürfte, obwohl nicht zum Schaden des Werkes, das höhere Zwecke als diese Charakteristik ausspricht, wahr seyn. Mehr aber als überall hat sie sich an *Göthe* durch die Beurtheilung des *Faust* sowohl, als die Uebersetzungen aus diesem Gedichte versündigt; an dieß Riesengebäude deutscher Kunst hat sie sich mit ganz schwacher Kraft gewagt, und ihre Nationalvorurtheile sind hier stärker als der Einfluß derjenigen gewesen, deren anerkennende Urtheile sie Theil- oder vielmehr Bruchweise in das oberflächlichste Gerede einmengt. — Dasjenige, was die Verfasserinn von Herrn *Werner* aussagt, zeigt ihre Achtung für diesen Dichter, man kann nicht sagen, daß sie blind gegen seine Fehler sey, wenn sie gleich auf die Art seines dramatischen Bestrebens zu großen Werth legt. Gewiß sind die Werke dieses Dichters durch große Absichten, durch die Macht des ausgedrückten Gefühls, durch manche kühne Wagnisse der Einbildungskraft eine jederzeit merkwürdige Erscheinung; die Elemente seiner Tragödie verwirren sich aber im trüben Gegeneinanderwirken, und enden mit chaotischer Vermengung. — Ueber *Kotzebue* ist das Urtheil der Verfasserinn so ziemlich selbstständig, sie entwickelt mehrere seiner Werke, sie lobt manches, ohne das, was sie des Tadels werth findet, zu verschweigen. Charakteristisch ist, daß sie *Kollas Tod* für sein vorzüglichstes Werk hält, von *Johanna von Montfaucon* aber, einem Werke, das sich durch einen wahrhaft romantischen Gang auszeichnet, eben nicht viel zu sagen weiß. Sie spricht auch über einige dramatische Werke andrer deutscher Dichter in Prosa, insbesondere erhebt sie *Klingers Zwillinge*, doch bemerkt sie recht im französischen Sinne: daß diese Tragödie voll Wärme und Beredsamkeit eine große Wirkung hervorbringen würde, wenn es sich hier um berühmte Personen handelte; denn man könne kaum so heftige Leidenschaften als das Erbtheil eines Schlosses am Ufer der Tiber begreifen. Von der sogenannten neuern Schule sagt sie, daß sie in der Art die schönen Künste zu betrachten mehr als andere etwas Großartiges habe, alle ihre Werke seyen nach Ansichten, deren Entwick-

lung interessirt, verfaßt; allein es nütze wenig zu beweisen, daß ein Stück hätte Glück machen sollen, weil, wenn der Zuschauer kalt bleibe, die Schlacht des Drama für den Autor verloren sey. Eine Bemerkung, deren Wahrheit klar ist. *Tieck's Genoveva* erhält gebührendes Lob; doch wird der Anfang des Prologs: *Ich bin der heil'ge Bonifacius* auf eine auf ihre Einsicht kein günstiges Licht werfende Art lächerlich gemacht. *Heinrich Collin* rechnet sie zu den Dichtern, die der Nachahmung der Alten treu geblieben. Sie theilt ihm warmes Lob zu, erhebt insbesondere *Regulus* und *Polyxena*, und tadelt, mit Recht wohl, die Verwicklung der letztern Tragödie gegen das Ende, durch eine Menge Zwischenfälle. Wenn sie aber hier vermuthlich selbst zur Zufriedenheit des Verfassers, der, als er lebte, ihren Geist ehrte, getadelt hat, so irrt sie sehr, und macht eine unbedingte Ausdehnung, wenn sie die Vermengung metaphysischer Ideen in die Handlung, der deutschen dramatischen Poesie überhaupt zuschreibt. Wenn sie endlich den Schluß zieht, daß niemahls ein neuerer Dichter antike Poesie zu Stande bringen werde, so geben wir ihr recht, erinnern sie aber hier an einen Widerspruch, da sie *Göthe's Iphigenie* für antike Poesie, und zwar für wohlgerathene, aufgenommen hat. Mit *Oehlenschläger* und einer Charakteristik des scandinavischen Nordens, die viel vorzügliches enthält, wird der Kreis der Betrachtungen über deutsche Tragödie geschlossen.

Es ist uns bey dieser Beurtheilung oft schwer um's Herz geworden, wenn wir bedachten, wie wir hier ein dem Manne gegen die Frau gar nicht geziemendes Betragen annahmen, und statt Höflichkeit und feiner Sitte, vielmehr so baare Grobheit ausbothen, als wären wir hinter dem Berge aufgewachsen. Doch sind wir vielleicht vor Vielen, der Ungeschliffenheit unsres Betragens ungeachtet, entschuldigt. Wenn eine Frau in Helm und Harnisch auftritt, feindseliger Gesinnung voll, und ganz entschlossen Geschäfte des Mannes auf eigne Faust durchzuführen, so scheint es, daß der Mann mit Recht in ein anderes Verhältniß gegen sie trete. So, sagt man, habe einst der Grieche, als er der Amazone gegenüber stand, sie nicht mit Beyfalllächeln, sondern mit der Glut des Zornes angeschaut, und, aller Rücksicht fremd, mit dem Schwert auf sie losgeschlagen. Wir schicken dieß voraus, weil wir hier am Schluß der Anzeige ihrer Darstellung der deutschen Tragödie uns kaum enthalten können, übler mit ihr zu verfahren, als bis jetzt geschah. Darf sich eine Frau ein Urtheil über diese deutsche Bühne anmaßen, die nur Einzelheiten der Schönheit darin erkennt, von ihrem Ganzen aber keine Ah-

dung hat? Die da versichert, man könne recht gut Einiges, ja sogar sehr vieles daraus *erobern*, das heißt hier stehlen, und auf den französischen Boden hinüber tragen, im Ganzen aber nur Verwirrung, Wust, Geschmacklosigkeit darin findet? welche nirgends vergessen kann, daß die französische Tragödie ein Parodestück sey, und diese Forderung an alle andere Bühnen stellt? welche in *Göthe's Eugenie* lauter Schatten findet, weil das wesentliche aller Existenz, der Nahme der Personen, darin gar nicht zu finden ist, in *Shakespeare* aber eine *machiavellistische Ironie* der Charakteristik zu erkennen glaubt? Wie viel Leeres sagt sie ferner über das Lustspiel, wie seicht hat sie *Tieck* aufgefaßt, von welchem sie Wunder zu verkünden glaubt? und welche Begeisterung zeigt sie nicht über die Ostentation des französischen Vortrags in ihrer Abhandlung über die Declamation? Es ist nicht genug *Isfand* zu loben, und das Charakteristische seines Spiels einigermaßen erkannt zu haben, um sich ein Urtheil über deutsches Spiel und deutschen Vortrag überhaupt anmassen zu können. Ueber den Roman ist die Verfasserinn sehr ausführlich, und lobt die Deutschen anfänglich über ihre Gabe Romane zu schreiben, beynahe nur um späterhin bestimmt sagen zu können, daß sie keinen schreiben können. Des *Werther* nimmt sie sich gegen *Göthe* an, des *Sternbald* nicht zwar gegen *Tieck* wohl aber gegen sie selbst, weil sie anfangs behauptete, in Romane gehörten keine Gedichte, und über die in *Sternbald* befindlichen (mit Recht zwar) nicht genug Ausdruck finden kann, um ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit anzupreisen. *Wilhelm Meister* fertigt sie zwar nicht kurz aber schlecht genug ab, über die *Wahlverwandtschaften* glaubt sie weit hinaus zu seyn; wir denken aber daß man, wenn man diese beyden Werke tadeln will, andere Wege, als sie wählte, einschlagen müsse. Am schlimmsten ist die Verfasserinn mit *Jean Paul* verfahren, und wie sie ihn durch die elendeste Uebersetzung vor ihren Landesleuten herabwürdigte, so ist auch ihr Urtheil über ihn bey weitem das unverständigste aus allen, die sie sich über deutsche Kunst erlaubte. Wer aber dürfte der Verfasserinn dieß Urtheil verargen, der überlegt, daß in *Jean Paul* deutsche Dichtung am gewagtesten die Fülle ihrer Eigenthümlichkeit entfaltet, und ein überall so reiches Leben darbietet, daß das Herz unserer Nachbarn zu eng seyn muß, sie aufzunehmen? — Was die Verfasserinn über die deutsche Behandlung der Historie vorbringt, übergehen wir, so wie das, was sie über *Herder* sagt, als ganz unwesentlich, mit Still-schweigen. Sie widmet den deutschen Kritikern

dann den bildenden und musikalischen Künsten in Deutschland eigene Abschnitte, ohne im Geringsten etwas Begründetes über diese Gegenstände von höchster Wichtigkeit zu sagen. Daß sie die Brüder *Schlegel* lobt, wird Niemanden befremden, der weiß, wie viel sie hinsichtlich ihrer Kenntniß der deutschen Literatur insbesondere *A. W. Schlegel* verdankt, was sie aber über sie aussagt, ist kaum hinreichend einem Franzosen einigen Begriff von dem Charakteristischen ihres Strebens und dem Verhältnisse beyder Brüder zur deutschen Literatur zu geben. Mit wie wenig Erfolg hat sie übrigens den Vorlesungen über dramatische Literatur beygewohnt, da sie aus den Vorträgen eines Mannes, der überall auf Einheit und Tiefe der Erkenntniß dringt, nichts besseres über deutsche Kunst eroberte, als das, was sie mit zu großem Selbstertrauen der Welt preisgibt? Die zu große Ausführlichkeit, mit der im Verhältnisse zum Ganzen jene Vorträge die französische Literatur berücksichtigten, die mehr als gerechte Milde, mit der dort dasjenige, was nicht ist, als etwas das ist, betrachtet und erwogen wurde, hat der Verfasserinn ganz offenbaren Schaden zugefügt.

Der Darstellung deutscher Philosophie widmet die Verfasserinn 21 Hauptstücke, und wir glauben, daß, weil sie hierin am meisten fremdem Urtheile vertraute, sie auch hier das Beste gegeben. Es ist nicht wohl zu denken, daß eine Frau, die, wenn gleich für deutsche Speculation sehr eingenommen, dennoch dem deutschen Charakter so fremd blieb, die philosophischen Systeme des tiefstinnigsten Volkes aus selbsteigener Kraft erforscht habe; doch hat sie gute Berichte darüber erhalten, und es angemessen gefunden, in ihrem Urtheile sich einige Bescheidenheit beyzulegen. Die Verfasserinn ist ferner eine Frau, welche, wenn sie gerade nicht die üble Stunde der angeerbten Nationalität hat, gesperrter Geist nicht befriedigt, die vielmehr ein höheres Streben und die Freyzügigkeit des Geistes, fordert; sie glaubte daher im Reiche der Speculation deutschem Sinne Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sollen, und hat dieß, in so fern sie es vermochte, gethan. Von der Philosophie vor *Kant* weiß sie das wenigste, mit *Kant* aber beginnt sie eine Darstellung aller Systeme, die wir zwar keineswegs Vorlesungen über die Geschichte deutscher Philosophie zum Grunde legen möchten, insbesondere, da sie nicht einsieht, warum alles Seyn auf ein Princip zurückgeführt werden solle? welche aber den Franzosen allerdings eine Idee von deutscher Philosophie zu geben vermag. Ihr Herz hat sie übrigens mehr noch als ihr Geist zu dieser

Philosophie hingezogen. Es ist die erhabne Lehre der Moral, welche die Verfasserinn auf die würdigste Art begeistert, und ihre Sprache so zu sagen, beflügelt, welche sie zu Strafpredigten gegen die sittenlose Lehre des Eigennutzes und der Frivolität ihrer einheimischen Schriftsteller auf eine ihr Ehre bringende Art hinreißt.

Ueber Religion und Enthusiasmus folgen 12 Hauptstücke, und beschließen das Werk. Dafs der Charakter des Deutschen sich vor dem anderer Völker zur Religiosität hinneige (die Spanier wären hier zu berücksichtigen gewesen) dafs Enthusiasmus das innerste Geheimniß des deutschen Charakters sey, wird behauptet, und mit Wärme dargestellt. Dafs die Verfasserinn der protestantischen Lehre sich gegen den Katholicismus annimmt, darf ihr niemahls verargt werden, da sie diese erstere Lehre bekennt, doch würde sie gut gethan haben, sich weniger Urtheil über den letztern, den sie weder bekennt, noch kennt, zu erlauben. Ganz durchdrungen aber von dem Wesen der Religiosität spricht sie von der Religion überhaupt mit ergreifender Begeisterung, und wenn sie den Enthusiasmus etwas zu französisch auffasst, so ist doch der Enthusiasmus, der sich dabey ihrer selbst bemächtigt, verehrenswerth. Möchte es ihr doch möglich gewesen seyn, weiter zu gehen, und zu erwägen, dafs dieses ganze Daseyn ohne religiösen Charakter all seiner Bestandtheile nichts sey. Dafs daher eine auf den Glanz eines gesperrten Geistes gebaute Gesellschaft, weil darin die ewige Kraft des allgemeinen Naturlebens durch menschliche beschränkte Uebereinkunft gehemmt und vernichtet wird, eben so nur Hemmung und Nichtigkeit darbiethet, und eine nur auf menschliche Zweckmässigkeit, auf Pomp und irdische Pracht gebaute Kunst vor derjenigen verschwinden müsse, deren ganzes Streben nur die Anerkennung und Verherrlichung jenes Gott geheiligten Lebens beabsichtigt! Solche Absicht einer solchen Kunst muß ganz andere Richtungen, die Anwendung ganz anderer Mittel geben, als in der französischen Kunst zu Hause sind, möchte es ihr daher klar geworden seyn, dafs es vor allem nöthig sey, zu deutscher Kunst wie zum deutschen Leben nicht bloß ein reines Gemüth, sondern auch reinen durch die Erbärmlichkeiten des gewöhnlichen Gesellschaftsumtriebes nicht befleckten Geist hinzuzubringen.

Der Treue und Rechtlichkeit seiner Absichten gewiß, glaubt derjenige, der hier mit *Mad. Staël* zu Zeiten hart verfuhr, obgleich er manche Aufforderung gehabt hätte, anders zu handeln, seinen Nahmen unterzeichnen zu sollen, damit es nicht scheine, als scheue er sich ihn kund zu geben. Des Ausdrucks *wir* hat er sich in der Ue-

berzeugung bedient, dafs er nicht in seinem, sondern im Nahmen vieler Wohlgesinnten spreche, die mit ihm einer Meinung sind.

M. v. Collin.

C h e m i e.

Anniversaria in memoriam reipublicae sacrae et literariae cum universaetum danicae nostrae restauratae celebranda indicit regiae universitatis Hauniensis rector cum senatu academico. Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis Scandinavico-Germanicis communis, prolusionis loco scripsit M. Johannes Christianus Oersted, Physices prof. publ. extr. Hauniae 1814. 4. XXXV. S.

Der aus mehreren scharfsinnigen Werken in dem theoretischen Theile der Naturwissenschaft rühmlichst bekannte Verfasser, übernimmt nun auch das selten lohnende Amt eines Reformators der chemischen Nomenclatur in den scandinavisch-deutschen Sprachen und zwar namentlich in der dänischen, schwedischen, deutschen und holländischen. Dafs eine Veränderung in der chemischen Kunstsprache ein wirkliches Bedürfnis zu werden anfängt, scheint dadurch angezeigt zu seyn, weil mehrere berühmte Männer ähnliche Arbeiten unternommen haben. *Berzelius* hat jüngst (*Gilberts Annalen der Physik* 1812. S. 9.) seinen *Versuch einer lateinischen Nomenclatur für die Chemie nach electrisch-chemischen Ansichten* bekannt gemacht. Auch *Davy* drückt häufig seinen Wunsch nach einer verbesserten chemischen Sprache aus, will aber, dafs diese von allen Theorien und Speculationen ganz unabhängig sey, und die Benennungen bloß aus leicht wahrnehmbaren, bleibenden sinnlichen Eigenschaften der Stoffe hergenommen werden. So leitet er z. B. den Nahmen *Chlornie* von der gelben Farbe des vormahls sogenannten oxygenirt-salzsauern Gas her, und bezeichnet alle Verbindungen derselben mit Grundlagen, durch die Sylbe *ané* die er den Nahmen der letzteren anhängt. So heißt er z. B. das Kochsalz *Sodané* u. dgl. — Den Grund der Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit unserer gegenwärtigen chemischen Kunstsprache finden Oe. mit Recht in dem Umstande, dafs die chemischen Grundstoffe nicht mit eben so einfachen Wurzelwörtern, sondern häufig mit zusammengesetzten (z. B. Sauerstoff, Wasserstoff) oder mit fremden Ausdrücken (z. B. Alkalien) bezeichnet sind, welche nur schwer dem Geiste unserer Sprache angemessene Biegungen und Ableitungen zulassen. Man müßte der Sprache Gewalt anthun, wenn man *sauerstoffen* (mit Sauerstoff verbinden, oxydiren) oder

entsauerstoffen (von Sauerstoff trennen, desoxydiren) gebrauchen wollte. Wie fremd klingt das Wort *alkalesziren*? Griechische oder lateinische Wörter konnten wohl die Franzosen ihrer Sprache anpassen, allein in der deutschen und in den scandinavischen Sprachen müssen sie immer fremd bleiben. Oe. schlägt also zur Bezeichnung der chemischen Grundstoffe neue Wurzelwörter ächt scandinavisch-deutschen Ursprungs vor, wovon er durch etymologische Gründe die Wahl eines jeden rechtfertigt, und die vorzüglichsten Ableitungen angibt. Hier soll bloß von den Vorschlägen für die deutsche Nomenclatur die Rede seyn. Den Sauerstoff drückt Oe. mit *Elt* (von der schwedischen Benennung des Feuers, *Eld*) aus, den Wasserstoff durch *Brint*, Alkali durch *Aesch*. Von *Elt* lassen sich bequem die Wörter: *elten*, *geeltet*, ein *Geelt* (Oxyd), *Eltung*, *elbar*, *entelten*, *Eldluft*, *Vorgeelt*, *Zwiegeelt*, *Dritgeelt*, *Viertgeelt*, *Vollgeelt* (Protoxyd, Deutoxyd, Tritoxyd, Tetroxyd, Peroxyd) dann *Untergeelt*, *Mittelgeelt*, *Obergeelt* (Suboxyd, Oxyd, Superoxyd nach Berzelius) ableiten. Eben so von *Brint*: *brinten*, ein *Gebrint*, *Brintung*, *brintbar*, *entbrinten*, *Entbrintung*, *Brintluft* u. s. f. Von *Aesch*: *äschig*, *Aeschigkeit*, *Metalläsch* (Oxydul) *Metalläschel* (Peroxyd) *Fließäsch* (leicht lösliches Alkali) *Scharfäsch*, *Erdäsch*, *gegenäschig* u. s. f. Der Name *Säure* wird beybehalten und daraus hergeleitet: *Sauerling* (Saure in *osum*). *Säuerung*, *gegensaure*, *Säuerdempfer* u. dgl. Ammonium wird in *Ammon*, Kalium in *Tannär*, Natronium in *Nater* umgetauft und auf gleiche Art *Barytär*, *Strontinär*, *Kalkär*, *Talkär*, *Lehmär* (Aluminium) *Flintär* (Silicium) gebildet. Die Oxyde dieser Metalloide oder die Alkalien und Erden heißen dann *Amonäsch* (Amoniak) *Tanäsch* (Kali) *Nateräsch*, *Talkäsch*, *Lehmgeelt* (Alumina) *Flinggeelt*. Jödine heißt *Fluglit*, Chlorine *Aetzel*. *Gesälz* ist ein Salz in *is*; also *Schwefeltan* *Gesälz* *sulfis lixivae*; *Sälzel* die Verbindung eines Aeschels mit einer Säure u. s. f. *Schwefelbrintiges Tanäsch* heißt Hydrothionkali, *Phosphorgebrint* *gephosphortes Wasserstoffgas* u. s. f.

So ungewöhnlich auch diese neuen Wörter unsern Ohren klingen mögen; so hört sie jedermann gewiß noch lieber, als Gilberts Uebersetzung der Nomenclatur von Berzelius, in welcher statt Nahmen Beschreibungen, und Wörter wie *Superoxydul des Salzsäure Radikals* u. dgl. m. vorkommen. Auch hat die von Oe. vorgeschlagene Nomenclatur, weil sie auf philosophischen Grundsätzen beruht, das sehr schätzbare Verdienst, daß sie selbst ein sehr mittelmäßiger Kopf in einer halben Stunde ganz erlernt. Wenn sie dessen ungeachtet nicht allgemein angenommen wird, dürfte die Schuld wohl daran liegen, weil jeder Che-

miste die [große Revolution voraussieht, welcher die chemische Theorie entgegengehet, und welche nothwendig auch eine Reformation der Kunstsprache zur Folge haben wird. Wir leben itz in den Zeiten des Zweifels und Umstürzens, wie die Naturforscher kurz vor *Lavoisier*. Nur Ein Kopf wie dieser (diesmahl aber wahrscheinlich ein Deutscher, Scandiname oder Engländer) der Licht, Ordnung und Zusammenhang in die zerstreuten Massen der neuen Materialien und des alten Schuttes bringt, der die Anarchie wieder zur Gesetzmäßigkeit führt, und wir werden systematisch sprechen, sobald wir geordnet denken. — Zum Schlusse noch einige Worte *Davy's*, dessen Wünsche Hr. Oe. ganz erfüllt zu haben scheint: „Welche Mühe man aber auch anwenden mag, so wird es doch unmöglich seyn, die itz vorhandene, chemische Nomenclatur dem Idiom unserer Sprache anzupassen, und wenn nicht einige allgemeine Grundsätze zu ihrer Verbesserung von den aufgeklärtesten Köpfen der verschiedenen Länder Europens festgestellt und angenommen werden, darf man nicht erwarten, daß die in der Chemie eingeführte Sprache sich zum Range einer philosophischen Sprache erheben werde. Bis ein einfacheres System angenommen wird, wird jede Neuerung, selbst wenn sie nöthig seyn sollte, getadelt werden und Neologie in der Regel als Tadel angesehen werden.“

D. Scholz.

Chirurgie.

I. F. D. Jones, M. D., Mitglied des königl. chirurg. Collegium's zu London, Abhandlung über den Prozeß, den die Natur einschlägt, Blutungen aus zerschnittenen und angestochenen Arterien zu stillen, und über den Nutzen der Unterbindung mit Schlußbemerkungen aus einer Reihe von Versuchen abgeleitet, und mit eilf Kupfertafeln versehen. — Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von G. Spangenberg, M. D. in Göttingen. — Hannover im Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung 1813. 8. S. XH. 300.

Hr. D. Spangenberg hat sich um die Mehrzahl deutscher Aerzte durch Uebertragung vorliegenden Werkes in unsere Muttersprache verdient gemacht; indem dasselbe eine große Menge, mit britischer Genauigkeit angestellter Versuche und Beobachtungen enthält, deren Resultate, wenn nicht gerade die mehresten sich durch Neuheit, aber denn doch alle, durch die in ihrer Vielheit gegebene Gewährleistung auszeichnen, sowohl der Physiolog und Patholog als chirurg. Therapeut mit

Vergnügen lesen wird. Der Verf. geht vom Baue und der Beschaffenheit der Arterien aus, wovon er eine Ansicht entwickelt, die im Wesentlichen der eines Scarpa, Authenrieth's, Bichat, Reil's, Sömmering's u. s. f. entspricht. Darin irrt er, daß er die, von Bichat mit Recht als Zellengewebs-Haut bestimmte, für eine dritte Arterien-Haut hält, und insoferne ihre Häute in eine innere nach Bichat auch memb. communis, mittlere nach Bichat memb. fibrosa oder äußere eintheilt, welches aber der Hauptsache nicht schadet, indem seine Aeusserungen über ihren Bau und ihre Eigenheiten übrigens dieselben sind. Im ersten Capitel liefert der Verf. seine Beobachtungen über den Vorgang, welchen die Natur zur Blutstillung aus Arterien einschlägt, und würdigt kritisch die schon bekannten Theorien von Petit (dem Wundarzte), Morand, Sharp, Pouteau, Gooch, Kirkland, White, Aikin und Bell. Er bescheidet sein endliches Urtheil dahin, daß das Blut, die Thätigkeit, und der Bau der Arterien eben sowohl, als ihre Umgebungen Antheil an diesem Geschäfte nehmen, welches er auch durch eine Reihe von 19, theils an der Hals-, theils an der Schenkel-schlagader von Pferden und Hunden angestellten, Versuchen nachweist. Die Hauptrolle spielt aber immer eine adhäsive Entzündung, die von den Wundrändern der Schlagader ausgeht, und eine gerinnbare, den Damm und die Vereinigung veranlassende, Lymphe absondern macht. Erstere von obigen Schriftstellern angenommene Natur-Veranstaltungen nennt er deshalb die temporären, letztere aber die permanente. Rec. glaubt, daß die Bezeichnung für erstere als beyhelfende, und für letztere, als wesentliche passender seye; indem nicht selten, sondern meist, besonders bey großen Arterien-Wunden, auch letztere nur eine temporäre ist. Auch hier nimmt der Verf. wieder fleißige Rücksicht auf die Urtheile früherer Schriftsteller und seiner Zeitgenossen, worunter außer den schon oben genannten Boerhave, Garengot, Faget und La Fosse. Im zweyten Capitel zählt der Verf. die Mittel auf, deren sich die Natur zur Blutstillung von angestochenen, oder nur theilweise durchschnittenen Arterien bedient, und zeichnet den Reconstructions-Vorgang, den sie in solchen Fällen einschlägt. Hier bürgt er ebenfalls wieder durch 16, an Thieren gemachte, Versuche für seine Aussagen, die er noch durch die Beobachtungen Petit's und Haller's um so mehr bewährt, als sie im Wesentlichen dasselbe an Menschen bestätigt trafen. Warum bey Thieren theilweise Arterien-Verletzungen leichter heilen, und seltener Pulsadergeschwülste entstehen, hat er nicht hinlänglich erörtert, indem er auf den, in Thieren meist regeren und ungetrübteren, Vege-

tations- und Wiedererzeugungs-Vorgang, und andere, im Menschen begründete, Verhältnisse nicht gehörige Rücksicht nahm. Im dritten Capitel erweist der Verf., daß bey jeder Unterbindung eine Durchschneidung der inneren und äußeren Arterien-Haut statt habe, welche adhäsive Entzündung der Wundränder etc. zur Folge hat, und erhärtet diese Behauptung durch neue 6 Versuche. Im 4. Capitel geht der Verf. alle Veränderungen durch, welche eine unterbundene Arterie für sich allein sowohl, als in ihren Umgebungen und Seitenästen erleidet, und weist sie durch 14 Versuche an Hunden nach, deren Arterien er theils unversehrt, theils zerschnitten unterbunden hatte. Endlich im 5. Capitel gibt er einige, allerdings zu beherzigende, Winke in Bezug auf Zweck entsprechende Unterbindung und Nachblutungen. Die Weitläufigkeit der Beweisführung, und noch mehr die der langen wörtlichen Citate in mehreren Sprachen ermüdet zuweilen den Leser. Die Anmerkungen des *Hrn. D. Spangenberg* ehren den Anfänger der Kunst, als welchen er sich selbst bescheiden ausspricht, und beurkunden seinen fleißigen und vertrauten Umgang mit den älteren sowohl, als besten neuen Schriften. Die Kupfertafeln zeichnen sich nicht durch Feinheit aus, genügen aber zur Versinnlichung. G. S.

Staatswissenschaften.

Welches Schicksal wird der V. Artikel des Pariser Friedens, der von der freyen Rheinschiffahrt und einem freyeren Völkerverkehr spricht, haben? Wird es ihm nicht ergehen wie seinen Vorgängern ähnlichen Artikeln enthalten im Westphälischen, Ryswicker, Badner, Wiener und Luneviller Friedensschlusse. (Soll wohl heißen: wie ähnlichen in den etc. Friedensschlüssen enthaltenen Artikeln?) Frankfurt am Main, in der Andrätschen Buchhandlung. 1814. 59 S. in 8.

Abgesehen von den häufigen im Titel und Contexte vorkommenden Schreibfehlern ist dieses Schriftchen zu den bessern Erscheinungen des v. J. zu rechnen. Guter Wille und Liebe zum deutschen Vaterlande ist dem Verf. eben so wenig, als gründliche Kenntniß der frühern Verfassung Deutschlands abzusprechen; darum wird ihm auch der Leser willig die geringere Aufmerksamkeit verzeihen, die er auf die Form seines Gegenstandes verwendet hat. Das Ganze zerfällt in 6 sehr ungleich abgetheilte Capitel, unter welchen das 3. 4. und 5. die merkwürdigsten sind. Die Quellen der großen Hindernisse, welche jedesmahl der Ausführung, der in den verschiedenen Friedensverträgen gefassten Beschlüsse, über die Freyheit der Rheinschiffahrt, entgegenstanden,

sollten nach der Ueberschrift im 3. Capitel angegeben werden. Davon geschieht keine Meldung, sondern der Verf. liefert dafür eine Betrachtung über die Ursachen des Verfalls des deutschen Handels, dessen ehemahlige Blüthe und Ausdehnung nach der bekannten *Fischer'schen* Geschichte in einigen Zügen angedeutet wird. Der 30jährige Krieg, die ihm schnell nachgefolgten Kriege gegen Frankreichs Uebermacht und Eroberungssucht, und die damit verbundene Verheerung und Verarmung Deutschlands; — die im Westphälischen Frieden förmlich anerkannte Landeshoheit, wodurch Deutschland in eben so viele Staaten mit verschiedenem politischen- und Handelsinteresse zerfiel, als es besondere unmittelbare, einst Kaiser und Reich untergeordnet gewesene Regierungen enthielt; — endlich das Entstehen der Republik der vereinigten Niederlande, ihre Trennung von dem deutschen Reiche, und die damit verknüpfte, immer weiter ausgedehnte Sperre des Rheins und des Meeres — sind die von dem Verf. angenommenen drey Hauptursachen des Verfalls des deutschen Handels. Es wäre nicht schwierig gewesen, in dem Inhalte der Westphälischen, Ryswicker, Badner, Wiener und Lüneviller Friedensschlüsse die Quellen der in Frage stehenden Hindernisse aufzufinden. Was ein Artikel zusicherte, hob der andere wieder auf. Die Deutschen hatten, und so wollte es die französische Politik, seit dem westphälischen Frieden aufgehört eine Nation zu seyn; die Fürsten verfolgten, von Frankreich aufgemuntert und unterstützt, ihr einseitiges Interesse, wobey wenig auf den Vortheil des deutschen Gesamtvolkes Rücksicht genommen wurde; Frankreich und die am Rheine gelegenen deutschen Staaten wufsten trotz aller Friedensartikel den übrigen deutschen Stämmen die Schiffahrt auf dem Rheine zu versperren, indem sie ihnen den Zugang mittelst der Nebenflüsse verschlossen, oder fanden wenigstens in den ungeheuern Zöllen, welche sie erhoben, ein fruchtbares Mittel, ihre Finanzquellen auf Kosten des Handels ihrer Mitbrüder, zu vermehren. Dieß alles konnten sie, weil es in Deutschland an einer Macht gebrach, welche die Beschlüsse über die Freyheit der Schiffahrt hätte vollstrecken können; weil es Frankreich zu hindern wufste, daß nie eine solche Macht entstehen konnte, und eben dieses Frankreich das vorzüglichste Hinderniß der so sehr gefürchteten Vereinigung der Deutschen darin fand, den Fürsten die von der wirklichen Souveränität sehr wenig abweichende Landeshoheit zu verschaffen. Darauf, auf das lose Band, das Kaiser und Reich mit Fürsten und Volk zusammenhielt, gründeten die französischen Staatsmänner Deutschlands Ohnmacht, und ihr Zweck

ist ihnen nur zu wohl gelungen. Der Saame der Zwietracht hat tiefe Wurzel gefaßt und üppige Früchte erzeugt, die im Pariser Frieden d. J. 1814, und in den Verhandlungen des Wiener-Congresses sich deutlich offenbarten. Wie viel sich daher von dem V. Artikel dieses Friedens, welcher von der allgemeinen Freyheit des Handelsverkehrs spricht, versprechen läßt, kann, ohne daß man gerade eine besondere Divinationsgabe zu besitzen nöthig hätte, sehr leicht gefolgert werden. — Die Mittel um die allgemeinen Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Blüthe der deutschen Schiffahrt und des Handelsverkehrs entgegenstehen, findet der Verf. in der Begründung eines dauerhaften Friedens; in der Vergrößerung der zunächst an Frankreichs Gränzen gelegenen deutschen Staaten; in der Sicherung derselben durch ein festes Band, das alle germanischen Stämme umschlingt; in der Errichtung eines deutschen Bundes, dessen Mitglieder eine sie alle umgebende moralische und philosophische (?) Gewalt zusammenhält, welche das Abtrünnigwerden, und die Kriege unter sich zur Unmöglichkeit, so wie den Beystand gegen fremde Angriffe und das Halten des Bundesvertrags nicht zur Sache der Willkühr, sondern der absoluten Nothwendigkeit macht; — in der Auflösung aller Privat-Handelsverträge der deutschen Fürsten unter sich und mit auswärtigen Nationen, aller Verbothe der Ein- und Durchfuhr zu Wasser und zu Lande. Er fordert die Aufhebung aller besondern, den gegenseitigen Verkehr hindernden, directen Abgaben, mit Ausnahme eines mäßigen Zolls, welcher zur Erhaltung der Land- und Wasserstrassen, und der dem Handel gewidmeten sonstigen Einrichtungen nöthig ist; Freyheit der Schiffahrt nicht bloß auf den deutschen Hauptströmen, sondern auch auf allen Nebenflüssen; Aufhebung aller Stapelplätze, und Auflösung der privilegierten Schiffergilden; — Aufnahme Hollands (und der Schweiz) in den deutschen Bund. — Wir wollen wünschen, daß die bey nahe zum Abschlufs gediehene deutsche Bundesacte manche dieser Forderungen erfüllt haben möge. Die bey der Rastatter, und ersten Regensburger Verhandlung angenommene Freyheit der Rheinschiffahrt kann gegenwärtig kein Hinderniß mehr finden, da der deutsche Bund künftig keinen Erzkanzler auszustatten hat, und die Interessen der Rhein-Octroy durch anderweitige Entschädigung für die Einkünfte schadlos gehalten werden könnten, welche ihnen durch die Aufhebung der Rheinzölle entgehen, in sofern diese als eine Finanzquelle benützt wurden.

Druckfehler - Berichtigung.

No. 49. S. 777. Zeile 12. von unten statt Uebersetzung lies Beurtheilung.